

Magazin für ev. = luth. Homiletik und Pastoraltheologie.

21. Jahrgang. August u. September 1897. No. 8. u. 9.

Predigtstudie über das Evangelium des neunten Sonntags nach Trinitatis.

Luc. 16, 1—9.

Raum irgend ein anderes Gleichniß des HErrn ist wohl so häufig von den Auslegern mißverstanden und falsch gedeutet worden, als gerade dieses Gleichniß von dem ungerechten Haushalter. Man hat sich besonders daran gestoßen, daß der HErr den ungerechten Haushalter als ein Vorbild für die Christen hinstellt, und hat durch allerlei exegetische Künste versucht, diesen vermeintlichen Anstoß aus dem Wege zu räumen. Es wird daher zunächst nöthig sein, klar zu stellen, was der HErr in diesem Gleichniß eigentlich sagen und lehren will. Der HErr läßt uns darüber nicht im Dunkel. Der reiche Mann im Gleichniß lobte den ungerechten Haushalter, aber nicht um seiner Ungerechtigkeit, um seines Betrugs, sondern um seiner Klugheit willen, nicht weil er so schändlich und ungerecht, sondern weil er kluglich gehandelt hatte. Die Klugheit des ungerechten Haushalters, die derselbe anwandte, seine eignen selbstsüchtigen Zwecke hinauszuführen, Schaden und Noth von sich abzuhalten, diese Klugheit will der HErr hier hervorheben. Die Klugheit, welche die Kinder dieser Welt in ihren Angelegenheiten zeigen und beweisen, sollen die Christen sich zum Muster nehmen. So eifrig und klug die Kinder dieser Welt sind in der Verfolgung ihrer so häufig ungerechten Absichten und Zwecke, so eifrig und klug sollen auch die Christen sein im Trachten nach einem göttlichen Leben und Wandel. So sagt daher auch Luther: „Nun steht hier: Der HErr hat den ungerechten Haushalter gelobt. Das muß nicht dahin gedeutet werden, als sollte er sich's lassen gefallen, wo wir andern Leuten Unrecht thun; sondern allein die Geschwindigkeit und Vorsichtigkeit lobt er, und will, daß wir in einer guten Sache auch den Ernst und Fleiß brauchen, den dieser Haushalter in einer bösen Sache, sich zu Nutz und seinem Herrn zu Schaden, gebraucht hat.

„Eben als wenn du ein unzüchtig Weib siehst, die sich, ihre Buhlerei auszurichten, auf das schönste schmückt: da kann das arme Gold, Sammet

und Seide nichts zu, daß sie es zur Unzucht mißbraucht. Aber dennoch kann ich's rühmen und zu dir sprechen: Siehst du auch, wie dies Weib sich zu ihrer Unzucht weiß zu schicken? Warum brauchst du solchen Fleiß nicht auch dazu, daß du deinem Bräutigam, unserm lieben HErrn Christo, mögest gefallen? Mit diesen Worten lobe ich die Hurerei nicht, sondern den Fleiß, die Sorge und Vorsichtigkeit, daß wir derselben in guten, ehrbaren, redlichen Sachen brauchen sollen." (St. Louiser Ausg., Bd. XIII, Col. 808 f.) — Und besonders in Einem Stücke stellt der HErr die Klugheit der Weltkinder seinen Christen als Muster vor die Augen, nämlich im Gebrauch der irdischen Güter und Gaben. Zur rechten Klugheit im Gebrauch des ungerechten Mammons will der HErr seine Christen ermahnen. „Das heutige Evangelium ist“, wie Luther sagt, „eine Predigt von guten Werken, und sonderlich wider den Geiz, daß man Geld und Gut nicht mißbrauchen, sondern armen und dürftigen Leuten damit helfen soll.“ (A. a. O., Col. 804.)

Es bot sich dem HErrn gerade damals eine passende Gelegenheit, hiervon zu reden, seinen Jüngern die rechte Klugheit im Gebrauch der irdischen Gaben und Güter einzuschärfen. Eine große Menge von Zöllnern und Sündern war zu Jesu gekommen, sein Wort zu hören. Luc. 15, 1. Sie nahmen auch durch Gottes Gnade das Wort des Evangeliums, welches Jesus predigte, im Glauben auf, sie wurden seine Jünger. Die Pharisäer aber und Schriftgelehrten ärgerten und stießen sich an dieser Sünderliebe des HErrn, daß er die Zöllner und Sünder annahm und mit ihnen aß. Denn diese Sünder waren eben grobe, öffentliche Sünder, und die Zöllner standen bei dem ganzen Volke nicht mit Unrecht in dem üblen Ruf, daß sie ihr Amt mißbrauchten und das Volk mit zu hohen Abgaben quälten und drückten, um ihre eignen Taschen zu füllen. Das konnten die Pharisäer, diese selbstgerechten und gesetzestolzen Leute, nicht vertragen. Da vertheidigte denn der HErr zunächst in jenen drei bekannten, herrlichen Gleichnissen vom verlorenen Schaf, vom verlorenen Groschen und vom verlorenen Sohn seine Sünderliebe. Aber nachdem der HErr so seine Feinde zurückgewiesen hatte, da wandte er sich nun an seine Jünger insonderheit, hauptsächlich an die, welche eben zu ihm gekommen waren, sich zu ihm befehrt hatten. Auch ihnen hat er ein Wort, ein Wort ernster Mahnung zu sagen. Es mochten ja besonders unter den Zöllnern sich manche finden, die mit irdischen Glücksgütern gesegnet waren. Sie ermahnt der HErr, doch nun auch als seine Jünger eine rechte, heilige Klugheit zu beweisen in dem Gebrauch der irdischen Gaben und Güter, dadurch ihren Glauben zu zeigen, daß sie nicht, wie bisher, ihre Güter anwendeten zu ihrem eignen irdischen Vortheil und Nutzen, sondern dazu anwendeten, sich Freunde zu machen, die sie aufnehmen würden in die ewigen Hütten. Treu sollten sie sein im Geringsten, im Gebrauch der irdischen Güter, dann würden sie auch treu sein im Großen, im Gebrauch der wahrhaftigen Güter des ewigen Lebens. Sie sollten bedenken, daß kein Knecht zwei Herren, daß sie also nicht Gott

und dem Mammon zu gleicher Zeit dienen könnten. Sie hätten sich nun dem HErrn ergeben, darum sollten sie auch ihm allein dienen und auch ihren Mammon, ihre irdischen Gaben in seinen Dienst stellen. Luc. 16, 10—13.

B. 1. „Er sprach aber auch zu seinen Jüngern: Es war ein reicher Mann, der hatte einen Haushalter; der ward vor ihm berüchtigt, als hätte er ihm seine Güter umgebracht.“ Zu seinen Jüngern redete der HErr dieses Gleichniß. Unter diesen Jüngern sind hier nicht allein die Zwölfe zu verstehen, die Apostel des HErrn, sondern die Jünger im Allgemeinen; besonders hatte der HErr wohl die Jünger im Auge, die eben zu ihm gekommen waren, die er in Gnaden angenommen hatte. Sie will der HErr lehren, ihre irdischen Gaben recht zu gebrauchen, und er thut es vermittelst eines Gleichnisses.

Von einem reichen Mann erzählt der HErr, von einem Mann, der viele Güter hatte. Dieser reiche Mann verwaltete seine Güter nicht selbst, sondern er hatte einen Haushalter über dieselben gesetzt, daß er sie im Interesse seines Herrn verwalten und diese Güter mehren sollte. Diesem Haushalter hatte der Herr, wie es scheint, große Rechte und Machtvollkommenheiten über seine Güter eingeräumt. Da ward eines Tages dieser Verwalter „vor ihm berüchtigt, als habe er ihm seine Güter umgebracht“. Der Haushalter wurde vor seinem Herrn berüchtigt, das heißt, er wurde vor ihm beschuldigt und angeklagt. Und eine schwere Anklage war es, die man gegen ihn erhob. Er wurde beschuldigt, daß er die Güter seines Herrn umgebracht habe. Der HErr gebraucht hier dasselbe Wort, welches er auch in dem Gleichniß von dem verlorenen Sohn anwendet, der sein Gut umbrachte mit Prassen. Dieser Haushalter wurde also beschuldigt, daß er ein ungerechter und untreuer Verwalter sei, der die Güter seines Herrn nicht im Interesse desselben, sondern auch hauptsächlich zu seinem eignen Nutzen und Vortheil verwalte, der die Güter seines Herrn benutze, selbst herrlich und in Freuden zu leben und also seines Herrn Geld und Gut in Wohlleben verschwende.

B. 2. „Und er forderte ihn und sprach zu ihm: Wie höre ich das von dir? Thue Rechnung von deinem Haushalten; denn du kannst hinfort nicht Haushalter sein.“ Als diese Anklage gegen den Haushalter vor den reichen Mann gekommen war, da ließ derselbe diese Sache nicht auf sich beruhen, sondern ließ den ungerechten Verwalter vor sich rufen, um ihn zur Rechenschaft zu ziehen. „Wie höre ich das von dir“, so redet er ihn an. Die Rede ist kurz und prägnant. *τί τοῦτο ἀκούω περὶ σοῦ*. „Was ist es, das ich von dir höre?“ Neben Unwillen und Bestürzung liegt auch Erstaunen und Ueberraschung in dieser Frage. Der Herr hatte wohl seinem Verwalter volles Zutrauen geschenkt, hatte im vollen Vertrauen alle seine Güter dessen Verwaltung übergeben und wohl niemals eine genaue Rechnungsablage von seiner Verwaltung

verlangt. Um so überraschender und schmerzlicher ist es ihm daher, nun eine solche Anklage gegen seinen Haushalter zu vernehmen. Und der Herr ist von der Schuld des Angeklagten überzeugt. Die Ankläger müssen überzeugende Beweise von der Schuld des Haushalters beigebracht haben. Eine weitere Untersuchung scheint dem Herrn ganz unnöthig. Der Herr sagt nur zu seinem untreuen Diener: „Thue Rechnung von deinem Haushalten“, das heißt, schließe deine Verwaltung ab und lege die Schlußrechnung vor; „denn du kannst hinfort nicht Haushalter sein.“ Du hast durch deine Untreue, deine Unredlichkeit dein Amt verwirkt. Der Herr setzt also diesen ungerechten Haushalter von seinem Amte ab.

Dieser reiche Mann ist Gott der Herr. Er ist unermesslich reich, ihm gehört alles, Himmel und Erde. „Die Erde ist des Herrn, und was darin ist; der Erdboden, und was drauf wohnet.“ Ps. 24, 1. Und Gott hat die Menschen als Haushalter gesetzt über seine Güter. Einem jeden Menschen hat Gott ein bestimmtes Theil seiner Gaben und Güter zugewiesen, aber nicht als ein freies Eigenthum, mit dem die Menschen schalten und walten könnten, wie es ihnen beliebt, sondern er hat diese Gaben und Güter ihrer Verwaltung anvertraut, daß sie dieselben gebrauchen sollen nach seinem Willen zur Ehre Gottes und zum Heil und Nutzen ihres Nächsten. Aber die Menschen erweisen sich als untreue Haushalter. Das Gesetz beschuldigt und klagt sie an vor Gott, daß sie ihm seine Güter umbringen und verschwenden. Die Menschen, die von Natur Sünder sind, stellen ihre Gaben und Güter nicht in den Dienst Gottes und des Nächsten, sondern in den Dienst des Teufels und der Sünde, sie mißbrauchen ihre irdischen Güter zu Augenlust, Fleischeslust und hoffährtigem Leben. Und so fordert Gott nun auch Rechenschaft von den Menschen und setzt sie, da sie in dieser Rechenschaft vor ihm nicht bestehen, und auf tausend nicht eins antworten können, von ihrem Amt als Haushalter ab. Dieser Ruf Gottes tritt an jeden einzelnen Menschen heran in seiner letzten Stunde. Der Tod ist der Gerichtsbote, der die Menschen ruft vor Gottes Thron zur Rechenschaft. Da heißt es: „Thue Rechnung von deinem Haushalten; denn du kannst hinfort nicht Haushalter sein.“

Der Haushalter hat das schreckliche Urtheil seines Herrn gehört. Wie verhält er sich nun dazu? „Der Haushalter sprach bei sich selbst: Was soll ich thun? Mein Herr nimmt das Amt von mir; graben mag ich nicht, so schäme ich mich zu betteln. Ich weiß wohl, was ich thun will, wenn ich nun von dem Amt gesetzt werde, daß sie mich in ihre Häuser nehmen.“ B. 3. 4.

„Was soll ich thun?“ so spricht der ungerechte Haushalter in seinem Selbstgespräch. Plötzlich und unvermuthet, so scheint es, ist ihm diese Vorladung und dieses Urtheil gekommen. An so etwas hat er nie gedacht, für einen solchen Fall hat er sich nicht vorbereitet. Er hatte wohl bis dahin in seinem Leichtsinn sicher und sorglos dahingelebt und gemeint, er könne

seines Herrn Vertrauen nie verlieren. Da trifft ihn, wie ein Blitz aus heiterm Himmel, diese Anklage, dieses vernichtende Urtheil seines Herrn und reißt ihn aus seiner Ruhe und Sicherheit. — Plötzlich und unvermuthet überfällt der Tod den natürlichen Menschen. Der Mensch lebt so sicher und sorglos dahin in seinen Sünden, er denkt nicht an das Gericht, an die dereinstige Rechenschaft. Da tritt plötzlich der Tod an ihn heran und fordert ihn vor Gottes Richterstuhl, und dann kommt die bange Frage, dann aber zu spät: „Was soll ich thun?“

„Was soll ich thun?“ Ueberrascht und bestürzt ist der Haushalter, aber er verliert den Kopf nicht. Er zeigt, daß er ein kluger Mann ist. Kaum ist er von seinem Herrn fort, so sinnt er über Mittel und Wege nach, aus seiner üblen Lage, in die er durch eigne Schuld gerathen war, herauszukommen. Er legt sich ernstlich die Frage vor, was er thun müsse, um die Noth von sich abzuwenden. Und da verhehlt er sich zunächst die Gefahr nicht, in der er steht. „Mein Herr nimmt das Amt von mir“, so fährt er in seinem Selbstgespräch fort. Das Gewissen des Haushalters stimmt der Anklage bei. Sein Gewissen sagt es ihm, daß er schuldig ist, daß er sich von dieser Beschuldigung nicht reinigen kann, daß er das Amt bei seinem Herrn verwirkt hat. Und er faßt nun auch die Folgen ins Auge. Sein Amt hat er verloren, sonstige Mittel zu seinem Unterhalt besitzt er nicht. So viel er seinem Herrn auch gestohlen hat, so hat er doch nichts für die Zukunft zurückgelegt, sondern seines Herrn Güter und dazu sein eigenes Einkommen verschwendet. So wartet auf ihn bittere Noth. Das alles bedenkt er. Er macht es nicht, wie so viele Menschen, die besonders im Geistlichen ihren Jammer nicht sehen wollen, die muthwillig die Augen verschließen vor der Noth, in der sie stehen, die nicht denken mögen und nicht denken wollen an Tod und Gericht. Der Haushalter sucht sich nicht selbst über seine üble Lage hinwegzutäuschen. Er faßt die Gefahr, die ihm droht, ruhig ins Auge. Aber dadurch läßt er sich nicht hindern, darüber nachzudenken, ob es kein Mittel gibt, diese Noth abzuwenden und seinen künftigen Lebensunterhalt sicher zu stellen. Und er verliert auch keine unnöthige Zeit. Sobald er von seinem Herrn fortgegangen ist, um seine Rechnungsbücher zu holen und sie dem Herrn vorzulegen, da überlegt er auch, was er thun solle. Zwei Auswege bieten sich ihm dar, aber beide gefallen ihm nicht. „Graben mag ich nicht, so schäme ich mich zu betteln.“ Durch Graben, das heißt, durch schwere, harte Arbeit seiner Hände, als ein Tagelöhner, sein Brod verdienen, das kann er nicht mehr, solche Arbeit hat er in seinem bequemen, ausschweifenden Leben längst verlernt. Und zu betteln schämt er sich. Wie, sollte er, der bisher so wohlhabende Mann, der mit den Gütern seines Herrn bisher herrlich und in Freuden gelebt hatte, sollte er nun sein Brod erbetteln an den Thüren derer, die in den Tagen seines Glückes Genossen seines Wohllebens, oder seine Untergebenen gewesen waren? Das vermag er nicht über sich zu bringen. So scheint sein Fall

verzweifelt zu stehen. Kein Ausweg scheint mehr möglich. Aber der Haushalter ist ein kluger Mann. Er findet auch in dieser Noth noch ein Mittel, dieselbe von sich abzuwenden. „Ich weiß wohl, was ich thun will“, so spricht er. Ayndetisch reiht der HErr die einzelnen Sätze in dem Selbstgespräch des Haushalters an einander, ohne jegliche Verbindung: „Graben kann ich nicht. Zu betteln schäme ich mich. Ich weiß wohl, was ich thun will.“ Der HErr deutet damit das Schnelle und Sichüberstürzende in den Gedanken des ungerechten Haushalters an. Er muß sich ja auch schnell entschließen. Es bleibt ihm nicht mehr viel Zeit zum Ueberlegen und Handeln übrig. Er muß schnell ein Mittel finden, wenn er Noth und Verlegenheit von sich fernhalten will. Und schnell und plötzlich kommt ihm auch ein rettender Gedanke. Er hat das Mittel gefunden, Noth und Mangel von sich abzuwenden, ohne graben oder betteln zu müssen.

„Ich weiß wohl, was ich thun will, wenn ich nun von dem Amt gesetzt werde, daß sie mich in ihre Häuser nehmen.“ Nicht eine Bedingung fügt der Haushalter mit diesen letzten Worten hinzu. Er will es nicht etwa noch als zweifelhaft hinstellen, ob sein Herr sein Amt von ihm nehmen werde oder nicht, und er sich für den ersten Fall, wenn er eintreten solle, sichern wolle. Das steht dem Haushalter ganz außer Zweifel, daß er sein Amt verwirkt hat, daß sein Herr ihn aus demselben entfernen wird. Nur den Zeitpunkt (ἑταρ) gibt er mit diesen Worten an. — Das ist sein Plan, den er sich ausgedacht hat, er will sich Freunde machen, will gewisse Leute sich verpflichten, daß dieselben, wenn nun der gefürchtete Zeitpunkt eintritt, da sein Herr ihn von seinem Amte absetzt, ihn dann in ihre Häuser aufnehmen, ihn aus Dankbarkeit unterstützen und versorgen, daß er keinen Mangel leiden muß. Auf welche Weise er sich Freunde machen will, sagt er in seinem Selbstgespräch nicht. Raum ist ihm der Einsall gekommen, so verliert er auch keine unnöthige Zeit mehr. Er geht alsobald daran, seinen Plan auszuführen. Er muß schnell handeln, denn was er thun will, muß geschehen, so lange er noch seine Vollmacht als Haushalter hat. Ohne zu zögern, ohne vor dem schändlichen Betrug irgendwie zurückzuschrecken, geht er ans Werk.

B. 5—7. „Und er rief zu sich alle Schuldner seines Herrn und sprach zu dem ersten: Wie viel bist du meinem Herrn schuldig? Er sprach: Hundert Tonnen Deles. Und er sprach zu ihm: Nimm deinen Brief, setze dich und schreib flugs fünfzig. Darnach sprach er zu dem andern: Du aber, wie viel bist du schuldig? Er sprach: Hundert Malter Weizen. Und er sprach zu ihm: Nimm deinen Brief und schreib achtzig.“ Einen jeden einzelnen Schuldner seines Herrn ruft der Haushalter zu sich und erläßt einem jeden einen Theil der Schuld, die der reiche Herr von demselben zu fordern hatte, wie er das als Haushalter und Verwalter seines Herrn thun konnte. τοῦ κυρίου αὐτοῦ, „seines eignen Herrn“, sagt der HErr mit Nachdruck. An den Gütern seines eignen

Herrn, den er durch seine früheren Betrügereien schon so schwer geschädigt, seines Herrn, der ihm bis dahin so viel Vertrauen geschenkt hatte, suchte der Haushalter sich schadlos zu halten, die Güter seines Herrn selbst benutzte er dazu, für seine Zukunft zu sorgen. — Sehr lebendig und anschaulich schildert der Herr den Vorgang. Der erste Schuldner tritt an den Haushalter heran, und alsobald legt ihm dieser die Frage vor: „Wie viel bist du meinem Herrn schuldig?“ Und da jener antwortet: „Hundert Tonnen Deles“, so gibt der Haushalter ihm seinen Schuldbrief zurück und heißt ihn die Summe ändern in fünfzig, er erläßt ihm also die Hälfte seiner Schuld. Eine Tonne (*βάτος* — 12) war ein Maß für Flüssigkeiten bei den Juden und hielt etwa 41 Quarts. Der zweite Schuldner bekannte, daß seine Schuld hundert Malter Weizen betrage, diesem erließ der Haushalter den fünften Theil der Schuld. Anstatt hundert wurden achtzig Malter in den Schuldbrief gesetzt. Ein Malter (*κόρος* — 12), ein Maß für flüssige und trockene Sachen, hielt etwa zehn Bath. — Diese beiden Schuldner führt der Herr als Beispiel an. Wie mit diesen beiden, so machte es der Haushalter mit allen Schuldnern seines Herrn. Einem jeden erließ er einen Theil der Schuld, dem einen mehr, dem andern weniger, wie es ihm bei jedem einzelnen klug gehandelt zu sein schien. Allerdings das Verfahren des Haushalters war schändlich und ungerecht. Keine Spur von Reue und Buße finden wir bei ihm. Als er seine treulose Verwaltung der Güter seines Herrn entdeckt sah, da erschrak er nicht etwa, da ging er nicht in sich, bat nicht seinen Herrn um Vergebung, machte gar keinen Versuch, doch in etwas den angerichteten Schaden wieder gut zu machen, sondern er dachte nur an sich selbst, an die Noth und den Mangel, in den er selbst kommen konnte. Nur sich selbst wollte er in Sicherheit bringen. Und um diesen Zweck zu erreichen, schreckte er vor nichts zurück, schreckte nicht davor zurück, seinen Herrn aufs neue zu betrügen und also Sünde auf Sünde zu häufen. Er war wahrlich ein „ungerechter Haushalter“. Aber so schändlich und ungerecht auch das Verhalten des Haushalters war, so hatte er doch in seiner Weise klug gehandelt, seinen Zweck zu erreichen, sich vor Noth und Trübsal zu schützen und seine zukünftige Existenz sicher zu stellen.

Und darum fügt nun auch der Herr hinzu: „Da lobte der Herr den ungerechten Haushalter, daß er klüglich gethan hatte. Denn die Kinder dieser Welt sind klüger, denn die Kinder des Lichtes in ihrem Geschlechte.“ B. 8. Der Herr lobte den ungerechten Haushalter, nicht etwa der Herr Christus, sondern Jesu Erzählung geht noch fort, der Herr, jener reiche Mann, der lobte seinen ungerechten Haushalter, als dessen Thun ihm kundgethan wurde. Nicht die Ungerechtigkeit, die Untreue, den Betrug seines Dieners lobte er, sondern seine Klugheit, „daß er klüglich gethan hatte“. Und allerdings klug, weltlich klug hatte er gehandelt. Als der Haushalter das Urtheil aus dem Munde seines Herrn vernommen hatte, daß er hinfort nicht Haushalter sein

könne, da erkannte er sofort die große Gefahr, in der er schwebte, daß Mangel und Noth sein Theil sein werde. Und diese Gefahr verhehlte er sich nicht, sondern sah ihr ruhig ins Auge, und alsobald besann er sich auch, ob es kein Mittel gebe, diese Gefahr von sich fernzuhalten. Und als er einen Ausweg gefunden hatte, da zögerte und zauderte er nicht, sondern, so lange er noch Zeit hatte, suchte er das drohende Unheil von sich abzuwenden. — So klug sollen die Christen auch im Geistlichen handeln. Sie wissen, daß sie vor Gott angeklagt und überführt sind als untreue Haushalter, die ihm seine Güter umgebracht haben. Gott hat ihnen in seinem Wort ihr Urtheil verkündigt, daß sie hinfort nicht Haushalter sein können und über kurz oder lang Rechnung von ihrem Haushalten ablegen müssen. „Das also sollen die Kinder des Lichts lernen von dem ungerechten Haushalter, daß sie im Hinblick auf den Tag des Gerichts, dem sie zueilen, sich fragen: Was sollen wir thun? Daß sie bedenken, in der Hölle werde ihnen weder ‚Graben‘ noch ‚Betteln‘ etwas helfen (Pred. 9, 10.), weder Werk noch Geschrei, und daß sie darum die kurze Gnadenfrist in frischem, eifrigem Thun, in richtiger und treuer Benützung der irdischen Güter und Gaben klüglich auskaufen.“ (Besser.)

Die Klugheit der Kinder dieser Welt stellt der HErr den Seinen zum Muster und Vorbild hin, und er gibt nun auch den Grund an, warum diese Klugheit ihnen ein Vorbild sein kann. „Denn die Kinder dieser Welt sind klüger, denn die Kinder des Lichtes in ihrem Geschlechte.“ Die Kinder der Welt, das sind die Menschen, in denen der Geist dieser Welt herrscht, Eph. 2, 2., die nur für diese Welt leben, die mit all ihrem Denken, Reden und Thun in dieser Welt ausgehen, die nur nach den Reichthümern, Freuden und Genüssen dieser Welt trachten, und hier auf dieser Welt ihren Himmel suchen und finden. 1 Joh. 2, 15. 16. Diesen Kindern der Welt stellt der HErr die Kinder des Lichts gegenüber. Die Kinder des Lichts sind die wahrhaft gläubigen Christen, die durch Gottes Gnade durch den Glauben der Welt abgestorben sind, deren Wandel im Himmel ist. Sie sind Kinder des Lichts, denn sie glauben an das rechte Licht der Welt, an Jesum ihren Heiland, Joh. 12, 36., und leben nun auch nicht mehr in den Werken der Nacht und Finsterniß, sondern wandeln ehrbarlich als am Tage und scheuen nicht mehr das Licht, Eph. 5, 8.; 1 Theß. 5, 5. Und es liegt auch in diesem Ausdruck ein ernster Tadel für die Christen. Sie sind Kinder des Lichts. Sie sind erleuchtet von Gott, dem rechten Licht, vom Lichte des göttlichen Wortes. Sollten sie da nicht die rechte himmlische Klugheit haben in geistlichen Dingen? Und doch muß der HErr klagen: „Die Kinder dieser Welt sind klüger, denn die Kinder des Lichts.“ — Doch der HErr sagt diese Klugheit nicht im Allgemeinen von den Kindern dieser Welt aus, sondern setzt eine Einschränkung hinzu: „in ihrem Geschlechte“. εις τὴν γενεὰν τὴν αὐτῶν, das heißt, in Bezug auf ihr eignes Geschlecht, in Beziehung auf ihres Gleichen, auf die, welche ihnen ihrer Gesinnung nach verwandt sind. Die

Klugheit der Kinder dieser Welt ist ja doch eigentlich keine Klugheit. Sie sind klug nur für diese kurze Spanne Zeit, die sie hier auf Erden haben. Ist es mit diesem Leben vorbei, dann erweist sich die Klugheit der Weltkinder als die größte Thorheit, da sie nur für das Irdische und nicht für das Himmlische gesorgt haben. Aber in ihrem Geschlecht erweisen sich die Kinder dieser Welt allerdings klug. Diese Welt ist ihr eigentliches Lebens-element. In den Dingen dieser Welt, dieses Lebens entfalten die Kinder der Welt gewöhnlich eine viel größere Klugheit und Energie, um ihre schändlichen und selbstsüchtigen Zwecke zu erreichen, als die Kinder des Lichts in ihrem Trachten nach den ewigen Gütern, nach dem Reiche Gottes und der Seelen Seligkeit. „Das bedarf nicht viel Deutens“, so sagt Luther (Bd. XIII, Col. 809); „wir sehen's vor Augen täglich, leider mehr, denn gut ist, wie die Welt so überaus genau sucht, wenn sie ihren Vortheil ersieht, und sich keiner Mühe noch Arbeit verdrießen läßt. Wie viel Mühe, Sorge und Gefahr haben die Strauchdiebe, die sich in Hecken behelfen? Die haben weder Tag noch Nacht Ruhe, steht ihnen dazu die Fahr darauf, daß sie der Klinge oder Strang zu Theil werden; noch liebet ihnen ihr teuflisches Leben, daß sie sein nicht können müde werden. Also ein Dieb, ein Buhler, ein Ehebrecher, führen allzumal ein mühsam Leben und harten Orden, brauchen allerlei List und Tücke, Ränke und Vortheil, daß sie ihre Schalkheit und Unzucht ausrichten; und wird ihnen über die Maßen sauer, bis sie dem Teufel seinen Frohndienst ausrichten.“

„Dagegen aber sehen wir, wie die Kinder des Lichts, das ist, die rechten Christen, faul, verdrossen, unachtsam und unsleißig sind in Gottes Sachen, da sie wissen, daß Gott ein Wohlgefallen an hat, und sie es in Ewigkeit genießen mögen. Also sauer kommt sie das Gute an. Geht also nach dem gemeinen Sprichwort, daß es die Gottlosen zweimal saurer ankommt, die Hölle zu verdienen, indem sie dem Teufel so fleißig dienen, und ihm zu Liebe alles thun und leiden, denn die Gottseligen den Himmel; und ist sein geredet, wenn man's recht versteht. Darum muß Gott seine Christen gleich mit den Haaren dazu ziehen und zwingen, daß sie thun, was sie sollen. . . . Gedente: Ei, kann denn der Bauer, Bürger, Kaufmann, Scharrhans, diese Frau, Magd zc. dem Teufel mit solchem Fleiß dienen, und sich keiner Mühe lassen verdrießen: warum wollte ich doch meinem Herrn, daß ich in Ewigkeit genießen soll, nicht auch also dienen? Sie laufen, als wären sie unsinnig, doch ihrem ewigen Schaden und Verderben nach: wie bin ich denn so schläfrig und faul, da es meiner Seelen Seligkeit betrifft, daß mich Gott noch mit den Haaren muß dazu ziehen? Sollte ich mich doch anspeien, daß ich nicht zum Himmel zukrieche, da jene zur Hölle also laufen und rennen!“

„Und ich sage euch auch: Machtet euch Freunde mit dem ungerechten Mammon, auf daß, wenn ihr nun darbet, sie euch aufnehmen in die ewigen Hütten.“ B. 9. Hier gibt nun

der Herr die Anwendung seines Gleichnisses. Gerade auch in diesem Stück sollen die Kinder des Lichts die Klugheit der Kinder dieser Welt sich zum Vorbild dienen lassen, in der Verwendung der irdischen Güter. Der Haushalter machte in seiner Ungerechtigkeit durch schändlichen Betrug sich Freunde mit dem Gelde seines Herrn, so sollen nun in rechter Weise die Christen ihre irdischen Güter, die Gott ihnen gegeben hat, anwenden, um sich damit Freunde zu machen, die sie aufnehmen in die ewigen Hütten, wenn die Zeit des Darbens kommt.

Die irdischen Güter nennt der Herr den ungerechten Mammon. Mammon bedeutet irdische Güter und Schätze, Reichthum, Geld und Gut über die Nothdurft hinaus. Aber warum nennt Christus den Mammon ungerecht, oder eigentlich „den Mammon der Ungerechtigkeit“? Ohne Zweifel ist das nicht also zu verstehen, als habe der Herr hier solche Güter und Schätze im Auge, die man mit Unrecht erworben und also auch ungerechterweise im Besitze hat, und als wolle er uns lehren, daß man durch Almosengeben solches Unrecht gut machen solle. „Unrecht Gut soll man wiedergeben und nichts Gutes andern damit thun oder Almosen stiften. Wie Jesaias am 61. Capitel sagt, B. 8.: ‚Sch‘, spricht der Herr, ‚bin es, der das Recht liebet und hasset räubisch oder gestohlen Opfer.‘ Das ist so viel gesagt: Wer opfern, Almosen geben und mit dem Gelde Gott will einen Dienst thun, der thue es von dem Seinen, das er mit Gott und gutem Gewissen erworben hat. Denn mit fremdem Gut soll man anders nichts thun, denn daß man's dem wieder zustelle, dem man's unbillig hat abgenommen.“ (Luther, Bd. XIII, Col. 804.)

Aber warum nennt der Herr den Mammon ungerecht? Luther sagt: „Antwort: Der Herr heißt den Mammon oder das Gut nicht darum unrecht, daß es unrecht gewonnen ist . . ., sondern daß kein Mensch des Mammons recht braucht, ausgenommen die rechten, frommen Christen, die in Gottes Furcht und in Gottes Geboten sich halten. Die andern brauchen des Mammons dahin, nach dem gemeinen Sprüchwort: Gut macht Muth, prangen, bankettiren, leben im Saus, und lassen daneben die Armen ledig vorüber gehen, denen sie wohl könnten helfen. Darum muß das Gut und Reichthum den schändlichen Namen haben und tragen, daß es unrecht heißt.“ (A. a. D., Col. 805.)

Mit diesem ungerechten Mammon, mit ihrem Geld und Gut sollen die Christen sich Freunde machen. Der ungerechte Haushalter machte in betrügerischer Weise die Schuldner seines Herrn sich zu Freunden, daß sie ihn aufnehmen sollten in ihre Häuser in der Zeit der Noth, so müssen auch wir Christen uns Freunde machen mit unsern irdischen Gütern, Freunde, die uns, wenn wir darben, das heißt, wenn unser Todesstündlein kommt, aufnehmen in die ewigen Hütten. Aber wie machen sich Christen Freunde mit dem ungerechten Mammon? Eben dadurch, daß sie ihre irdischen Güter zum Nutz und Dienst des Nächsten anwenden, den Armen und Nothleidern-

den helfen und beistehen. Und diese nehmen dann auf in die ewigen Hütten, das heißt, in den Himmel, nicht als ob die Armen und Nothleidenden den Christen den Himmel aufthäten, oder als ob die guten Werke, Almosen 2c. den Himmel uns verdienten, sondern die Armen und Nothleidenden, denen die Christen geholfen haben, die treten an jenem großen Tage des Gerichtes auf als Zeugen ihres Glaubens. Und solche Werke christlicher Nächstenliebe, die aus dem wahren Glauben an ihn geflossen sind, will der Herr an jenem Tage aus Gnaden belohnen und bezahlen. „Denn was wir hier armen Leuten Gutes thun“, sagt Luther, „Freundschaft und Wohlthat erzeugen, dieselben Werke werden am jüngsten Tage nicht allein Zeugen sein, daß wir uns brüderlich und christlich gehalten haben, sondern auch belohnt und bezahlt werden. Da wird einer kommen und rühmen: Herr, der hat mir einen Rock, einen Gulden, einen Laib Brods, einen Trunk Wassers in der Noth gegeben. Ja, wie Christus sagt, Matth. 25, er selbst, der Herr, wird hervortreten und sagen vor seinem himmlischen Vater, allen Engeln und Heiligen, was wir ihm Gutes gethan, und wie wir dadurch unsern Glauben bewiesen haben. Diese Freunde werden es thun und uns in den Himmel helfen, wenn wir darben und alles, was wir haben, hienieden auf Erden lassen müssen.“ (A. a. O., Col. 806.)

Eine Ermahnung enthält diese Perikope, eine Ermahnung für die Christen, die Kinder des Lichts, zur rechten Klugheit im Gebrauch der irdischen Gaben und Güter, und zwar in der Form des Gleichnisses vom ungerechten Haushalter, und so ergibt sich als Thema, welches den ganzen Text nach seinem eigentlichen Scopus umfaßt, etwa Folgendes: Der ungerechte Haushalter eine Mahnung für die Christen, klug zu sein im Gebrauch der irdischen Güter. Die Christen sollen durch den ungerechten Haushalter sich ermahnen lassen, daß auch sie von Gott nur gesetzt sind als Haushalter über die mancherlei irdischen Güter, die sie empfangen haben, daß auch sie einst vom Amt gesetzt werden und Rechnung thun müssen von ihrem Haushalten, daß sie daher klug sein sollen im Gebrauch der irdischen Gaben und Güter, so lange sie noch Zeit haben, daß sie sich Freunde machen mit dem ungerechten Mammon, daß sie nicht dermaleinst darben müssen. Aber man kann auch gar wohl das Thema etwas allgemeiner fassen und die Klugheit des ungerechten Haushalters in seiner Sorge um sein irdisches Wohlergehen, um die zeitlichen Dinge, hinstellen als ein Vorbild für die Christen in ihrer Sorge für ihr geistliches Wohl, für die himmlischen Güter. — Man kann auch insonderheit die Klage Christi, daß die Kinder dieser Welt klüger sind denn die Kinder des Lichts in ihrem Geschlecht, B. 8., zum Gegenstand der Predigt machen und zeigen, wie beschämend, aber auch wie ermunternd für uns Christen das Beispiel der Weltkinder sein soll. Auch die Nutzenanwendung, welche der Herr selbst von seinem Gleichniß macht, läßt sich in den Vordergrund der Betrachtung stellen, des Herrn

Wort: „Machet euch Freunde mit dem ungerechten Mammon“ etc. Da wäre denn nachzuweisen, wie wir dieses thun können, und welch einen herrlichen Gnadenlohn der Herr solchen guten Werken der Christen verheißt. Wenn man die nächsten Verse des Capitels, die ja eng mit unserer Periscope verbunden sind, mit hinzunimmt, so kann man besonders auf Grund von V. 10—12. diese Wahrheit seinen Zuhörern vorstellen, wie gerade auch die Treue im Gebrauch der irdischen Gaben und Güter mit eine Probe unsers ganzen Christenlebens, unsers Christenwandels ist. So bietet diese Periscope dem Prediger Gelegenheit, seinen Christen dieses wichtige Stück des christlichen Lebens, wie sich die Christen dem ungerechten Mammon gegenüber zu verhalten haben, von allen Seiten zu beleuchten. G. M.

Predigtstudie über das Evangelium des fünfzehnten Sonntags nach Trinitatis.

Matth. 6, 24—34.

Das Evangelium dieses Sonntags ist aus dem dritten Theil der Bergpredigt des Herrn genommen. Nachdem Christus in derselben zuerst das Wesen der wahren Gerechtigkeit geschildert und sodann die Ausübung derselben an Beispielen gezeigt hat, nennt er die wichtigsten Erfordernisse für die Erlangung dieser Gerechtigkeit. Solche Erfordernisse sind unter andern die Verleugnung des irdischen Sinnes. Denn durch irdischen Sinn und Geiz wird das Trachten nach dem Reiche Gottes und nach seiner Gerechtigkeit unmöglich gemacht. Der Herr hatte deshalb seine Jünger ermahnt: „Ihr sollt euch nicht Schätze sammeln auf Erden, da sie die Motten und der Rost fressen, und da die Diebe nach graben und stehlen. Sammelt euch aber Schätze im Himmel, da sie weder Motten noch Rost fressen, und da die Diebe nicht nach graben, noch stehlen. Denn wo euer Schatz ist, da ist auch euer Herz.“ V. 19 ff. Das Sammeln solcher himmlischen Schätze soll also ihr ganzes Streben in Anspruch nehmen. Es geht durchaus nicht an, daß sich daneben auch ein Trachten nach dem Irdischen geltend machen dürfe. Das lehrt der Herr nun weiter in dem jetzt folgenden Abschnitt.

V. 24. „Niemand kann zweien Herren dienen. Entweder er wird einen hassen und den andern lieben, oder wird einem anhangen und den andern verachten. Ihr könnt nicht Gott dienen und dem Mammon.“ Einen allgemeinen Satz von ganz unbestrittener Geltung stellt der Herr mit diesen Worten auf. Niemand kann, nämlich zu gleicher Zeit, zwei Herren dienen, die verschiedener Gesinnung, entgegengesetzten Willens sind, die darum Widersprechendes befehlen. Das lehrt, wie Luther (St. Louiser Ausgabe VII, 553) sagt, „auch die Vernunft selbst, daß es sich nicht leidet, zweien ungleichen Herren zu-

gleich dienen“. Denn was wäre die Folge, wenn einer dennoch den Versuch machen wollte? Es würde sich bald herausstellen, daß er den einen Herrn haßt, den andern hingegen liebt. Denn da die beiden Herren einander entgegengesetzte Befehle ergehen lassen, so würde sich ganz natürlich die Gesinnung des Herzens von dem einen ab- und dem andern zuwenden, je nachdem dem Knechte der eine oder der andere Befehl beghagt. Und daraus würde sich das Weitere ergeben: der Knecht würde dem einen Herrn anhangen, den andern hingegen verachten, denn die Thaten und Werke, welche zu Gunsten und auf Geheiß des einen geschehen, sind eine Mißachtung des andern; geschehen sie doch gegen seinen Willen. Die Doppelsätze des Herrn enthalten also keine Tautologie. Sie unterscheiden sich vielmehr so, daß „hassen“ und „lieben“ auf das Herz, auf die Gesinnung gehen, „anhangen“ und „verachten“ dagegen auf die That, auf das Werk.

Von diesem allgemein gültigen Erfahrungssatz macht nun Christus die Anwendung: Nicht könnet ihr (ὃν δούλου ist nachdrucksvoll vorangestellt) Gott dienen und dem Mammon. Gott und Mammon sind einander ausschließende Gegensätze. Sie stehen da als die beiden Herren, die wider einander sind. Denn Mammon (μαμωνάς, מָמוֹנָא = Reichtum, Gewinn) ist hier personificirt als ein Göze, dem man dient. Freilich, nicht an sich besteht ein Gegensatz zwischen Gott und dem Mammon. Der irdische Besitz eines Christen wird nicht durch Jesu Wort verworfen. Luther erinnert: „Abraham, Lot, David, Salomon haben viel Guts und Geld gehabt, und noch heutiges Tages findet man viel reicher Leute, die doch auch fromm sind; aber es ist ein ander Ding, Gut haben, und, dem Gut dienen; Mammon haben, und, den Mammon zu einem Gott haben.“ (XI, 1619.) Darum, schärft Luther treffend an anderer Stelle ein, „liegt es hier an dem Wörtlein ‚dienen‘. Geld und Gut, Weib und Kind, Haus und Hof haben ist nicht Sünde; allein, daß du es nicht lässest deinen Herrn sein, sondern lässest es dir dienen, und sei du sein Herr“. (VII, 556.) Wer aber den Mammon zu seinem Gözen macht, ihn als seinen Herrn betrachtet und von ihm sich bestimmen läßt, der kehrt damit dem Dienste Gottes den Rücken, der verachtet Gott. Denn es ist unmöglich, daß Gott und der Mammon zugleich seine Herren seien, beide können nicht zugleich sein Denken, Wollen und Thun bestimmen. Es heißt hier entweder — oder, wie ja auch die christliche Erfahrung bezeugt, trotz alles Einwendens der Vernunft, welche meint, man könne zugleich ein Christ und doch auch aufs Irdische gerichtet sein. Oder bleibt es nicht bei dem Schriftwort, daß, „die da reich werden wollen, die fallen in Versuchung und Stricke und viel thörichter und schädlicher Lüste, welche versenken die Menschen ins Verderben und Verdammniß“? 1 Tim. 6, 9. Als Christen aber sollen wir Gott dienen und ihm allein, sollen ihn über alle Dinge fürchten, lieben und vertrauen, Matth. 4, 10. 22, 37. Er ist wahrlich, bemerkt Luther (XI, 1615.) „ein Eiferer, wie er selbst sagt“, „kann nicht leiden, daß

man neben ihm auch einen andern Herrn habe“. 2 Mos. 20, 5. Jes. 42, 8. Dieser Text ist darum, wie Luther anderwärts ausführt, eine ernste, scharfe „Predigt wider den Geiz; dem ist unser HErr Christus sonderlich feind; denn sonst kein Laster ist, welches das Evangelium mehr hindert und den Christen mehr Schaden thut, als der Geiz. Und ist dennoch so gemein, daß, wie wir sehen, die ganze Welt drin ersoffen ist“. „Wir werden ihrer wenig finden, die nicht wider das Evangelium sündigen. Der HErr fällt ein strenges Urtheil und das erschrecklich zu hören ist, daß er solches von uns sagen soll; und niemand will's doch bekennen, ja, niemand will es leiden, daß man es sage, daß wir Gott hassen und verachten, und daß wir seine Feinde sind.“ „Aber siehe, wie der Text hier schließt, daß wir alle Gott hassen und verachten, lieben den Mammon und hängen an demselbigen.“ (XIII, 2364. XI, 1615.)

B. 25. „Darum sage ich euch: Sorget nicht für euer Leben, was ihr essen und trinken werdet; auch nicht für euren Leib, was ihr anziehen werdet. Ist nicht das Leben mehr, denn die Speise? Und der Leib mehr, denn die Kleidung?“ Mit „darum“ knüpft der HErr die Mahnung, nicht zu sorgen, an das Vorhergehende. Eben weil der Mensch nicht Gott und dem Mammon zugleich dienen kann, weil sich das Herz nicht zwischen zwei Herren theilen läßt, deshalb sollen wir nun auch nicht sorgen. Ist doch die gleich näher geschilderte Sorge so recht eigentlich die Wurzel des Mammondienstes, des Trachtens nach Geld und Gut. Die Sorge geht hervor aus dem Unglauben und Kleinglauben, aus dem Mangel an Gottvertrauen. Sie vergift, daß Gott nach seiner Verheißung für uns sorgt, 1 Petr. 5, 7., zweifelt an seiner Liebe. Wer also nicht dem Mammon, sondern Gott dienen will, muß sein Herz von der Sorge frei machen. Man hat nun gemeint, Christus verbiete hier nur das ängstliche, schwere Sorgen, nicht das Sorgen um den irdischen Lebensunterhalt überhaupt. Aber das heißt eine Glosse machen und der Rede des HErrn den Nerv durchschneiden. Wir sollen jedoch, sagt Luther, hier „Acht haben, daß wir keine Glosse machen, sondern slechts also verstehen, wie die Worte lauten: Wir sollen nicht sorgen für Nahrung“. (XI, 1622 f.) Aber zu gleicher Zeit betont er, daß der HErr wohl spricht: „Sorget nicht“; spricht aber nicht: Arbeitet nicht. Sorge ist uns verboten, Arbeiten aber nicht; ja, es ist uns geboten und aufgelegt zu arbeiten, daß uns der Schweiß über die Nase fließe.“ (XI, 1621.) 1 Mos. 3, 19. 1 Theff. 4, 11. 2 Theff. 3, 10. 1 Tim. 5, 8. Wir sehen also: Christus verbietet nicht die Sorge oder Sorgfalt für die Beschaffung des Lebensunterhaltes durch Arbeit und treue Ausrichtung des irdischen Berufes, wohl aber das Besorgtsein, ob und wie man das Nöthige für Nahrung und Kleidung erschwingen werde. Der Christ soll ganz ohne Sorge sein für sein Leben, eigentlich: für seine Seele, τῇ ψυχῇ. Die Seele wird genannt, weil sie das Princip des physischen

Lebens ist. Er soll auch ganz ohne Sorge sein für seinen Leib, soll also nicht sorgend fragen, wie die Menschen so gerne, die hauptsächlichste Sorge immer voran stellend, zuerst fragen: Was werden wir essen? Dann: Was werden wir trinken? Und schließlich: Womit werden wir uns kleiden? Essen und Trinken sind ja freilich so nöthig zur Erhaltung des Lebens, Kleider dienen zur Bedeckung des Leibes. Gleichwohl sagt der Herr davon: Sorget nicht!

Aber er kennt auch unser schwaches Herz, er weiß, wie uns der Sorgengeist immer und immer wieder anfißt. Deshalb verbietet er nicht nur das Sorgen, sondern begründet auch sein Verbot, zeigt, wie unnöthig, ja, thöricht und verkehrt solches Sorgen ist. Er thut dies durch einen sogenannten Schluß vom Größeren auf das Geringere, spricht: „Ist nicht das Leben mehr, denn die Speise, und der Leib mehr, denn die Kleidung?“ Vorausgesetzt ist die Wahrheit, daß Gott das Leben gegeben und den Leib geschaffen hat. Der nun das Größere gegeben hat, wird der nicht auch das Geringere geben? Gewiß, was unser Gott geschaffen hat, das will er auch erhalten, darüber will er früh und spat mit seiner Gnade walten. Hat er uns das Leben gegeben, so wird er auch Speise und Trank, die zur Erhaltung des Lebens nöthig sind, darreichen; hat er den Leib geschaffen, so wird er auch dessen Blöße decken.

B. 26. „Sehet die Vögel unter dem Himmel an: sie säen nicht, sie ernten nicht, sie sammeln nicht in die Scheunen; und euer himmlischer Vater nähret sie doch. Seid ihr denn nicht viel mehr denn sie?“ Das Sorgen um Nahrung hat im Unglauben seinen Grund, geht hervor aus Mangel an Vertrauen auf Gottes väterliche Fürsorge. Um nun seinen Christen solches Mißtrauen zu nehmen, weist der Herr sie hinaus in das Reich der Natur. Gott vergißt nicht einmal der kleinen, unbedeutenden Thiere, der Vögel des Himmels (τὰ περὶ τὸ οὐρανόν), das heißt, die am Himmel fliegen, in der weiten, freien Lustregion leben. Sie haben keinen Fußbreit Landes auf Erden, sie säen nicht, ernten nicht, sammeln nicht in die Scheunen, thun keine der verschiedenen Arbeiten, durch welche der Mensch sich unter Gottes Segen die Nahrungsmittel verschafft. Aber ohne irgend welche Nahrungsorgen schweben sie in den Lüften, sie leiden keinen Mangel, sie kommen nicht um, sondern Gott nähret sie täglich und reichlich. Wird er da seiner Christen vergessen, die er nach seinem Bilde erschaffen, zu Herren der Welt gemacht, in Christo zu seinen Kindern angenommen, zu Erben seines Reiches bestimmt hat? Hat er auch seines eigenen Sohnes nicht verschonet, sondern hat ihn für uns alle dahingegeben; wie sollte er uns mit ihm nicht alles schenken? Röm. 8, 32. Sollten wir darum nicht ohne Sorgen sein und gewißlich darauf vertrauen, daß unser himmlischer Vater uns ernähren werde, auch dann, wenn Arbeit und Verdienst gering sind, oder ganz mangeln? Sind wir doch viel besser, vorzüglicher (μᾶλλον διαφέρετε) als die Vögel, eben

weil wir in einem ganz andern Verhältniß zu Gott stehen als diese. Gott ist ja nicht bloß unser Schöpfer, wie er der Schöpfer der Vögel ist. Er ist unser „himmlischer Vater“. Sorgt nun aber der Schöpfer schon für sein Geschöpf, wie wird erst der liebevolle Vater für sein Kind sorgen! Wie sollte er seine Verheißungen nicht wahr machen! Ebr. 13, 5. Luc. 18, 7. 8. Freilich, um solche Naturpredigt zu verstehen, müssen wir mit Luther die Vögel des Himmels scharf ansehen, mit sinnigem Auge beobachten (ἐμβλεψατε). Luther ist darum auch im Stande, diesen Vers ganz meisterhaft auszudeuten. Er sagt z. B. in der Hauspostille (XIII, 2367 f.): „Darum fliegen die Vöglein vor unsern Augen über, uns zu kleinen Ehren, daß wir wohl möchten unsere Hütlein gegen sie abthun, und sagen: Mein lieber Herr Doctor, ich muß je bekennen, daß ich die Kunst nicht kann, die du kannst. Du schläfst die Nacht über in deinem Nestlein ohne alle Sorge; des Morgens fliegst du wieder aus, bist fröhlich und guter Dinge, setzt dich auf einen Baum, und singst, lobst und dankst Gott; danach suchst du dein Körnlein und findest es. Pfui, was hab ich alter Narr gelernt, daß ich's nicht auch thue, der ich doch so viel Ursache dazu habe? Kann das Vöglein sein Sorgen lassen und hält sich in solchem Fall, wie ein lebendiger Heiliger, und hat dennoch weder Acker noch Scheuern, weder Kasten noch Keller; es singt, lobt Gott, ist fröhlich und guter Dinge, denn es weiß, daß ihm seine Scheuer gebaut ist, die heißt: ‚Euer himmlischer Vater nähret sie‘: warum thun wir's denn auch nicht, die wir den Vortheil haben, daß wir das Feld bauen, die Früchte einsammeln, aufschütten und auf die Noth behalten? Also hält uns unser lieber Herr Christus vor das Exempel von den Vöglein. Als wollte er sagen: Die Vöglein sind ohne alle Sorge; denn sie wissen, daß sie so einen guten Küchenmeister und reichen Kellner haben, der heißt der himmlische Vater. Darum sagen sie: Was sollen wir sorgen? Hörst du nicht, was für eine Küche und Keller wir haben, nämlich so groß, als weit die Welt ist? Darum wir fliegen hin, wo wir hin wollen, so finden wir unser Futter und die Küche wohl bestellt. Derselbige himmlische Vater wollte euer Küchenmeister und Kellner auch gern sein, wenn ihr's nur glauben könntet, oder haben wolltet. Er beweiset's auch mit der That, und gibt euch Boden, Kasten, Keller und Scheuern voll, gibt euch unzählig viel mehr denn den Vögeln. Warum wollt ihr denn ihm nicht vertrauen? Thut doch wie die Vöglein, lernt glauben, singt, seid fröhlich und laßt euern himmlischen Vater für euch sorgen. Seid ihr doch die unglücklichsten Leute mit euerm Sorgen, wenn ihr Gott nicht vertrauen wollt. Das sind je tröstliche Worte und liebliche Exempel, die uns billig bewegen sollten.“ (Vgl. namentlich auch VII, 564 ff. XI, 1624 f.) Natürlich gilt auch hier wieder, daß Christus nicht verbietet, daß man nicht arbeiten solle. „Denn auch die Vögel, ob sie schon nicht säen, nicht ernten, nicht sammeln in die Scheuern, noch solche Arbeit thun wie die Menschen, dennoch haben sie ihre Arbeit: sie müssen die Flügel ausbreiten und nach dem Essen fliegen.

Also sollen wir auch arbeiten.“ „Aber das Sorgen ist verboten, daß die Menschen gedenken, Gott habe ihrer vergessen, und meinen, sie müssen es mit ihrem Sorgen ausrichten.“ (Luther, XIII, 2366 f.)

B. 27. „Wer ist unter euch, der seiner Länge eine Elle zusetzen möge, ob er gleich darum forget?“ Dem Sorgen liegt nicht bloß Unglaube zu Grunde, sondern auch Unverstand. Denn was nützt doch alles Sorgen? Wir sorgen um Essen und Trinken, um unsern Lebensunterhalt; damit wollen wir unser Leben fristen. Aber können wir das auch wirklich thun? Steht denn unsers Lebens Länge in unserer Hand? Nimmermehr! Der Mensch hat vielmehr seine bestimmte Zeit; die Zahl seiner Monden steht bei Gott. Gott hat ihm ein Ziel gesetzt, das wird er nicht übergehen. Job 14, 5. Auch mit allem Sorgen kann er seine Lebensdauer, seinen Lebensweg auch nicht um eine Elle verlängern. Für *ἡλικία* paßt nämlich die Bedeutung „Lebensalter, Lebenslänge“ besser in den Zusammenhang, als „Körpergröße, Statur“. Der Zusatz von einer Elle zur Leibesgröße würde schon eine außerordentliche Vergrößerung bedeuten, während Christus mit „einer Elle“ (*πλήθυν ἑνα*) offenbar nur ein sehr geringes Maß bezeichnen will. Und das ist ja die Hinzufügung einer Elle, einer kurzen Spanne Zeit zur ganzen Lebensdauer. Aber nicht einmal dies Geringste, Luc. 12, 26., vermag der Mensch zu thun, seine Sorge darum ist ganz vergeblich. Denn Gott ist es, der des Lebens Anfang und auch des Lebens Ende setzt, und wie niemand mit aller Sorge den Tod aufhalten kann, so kann auch niemand durch sein Sorgen sich die nöthige Nahrung schaffen. Auch dafür sorgt Gott allein. Was helfen uns also die schweren Sorgen? Was hilft uns unser Weh und Ach?

B. 28. „Und warum forget ihr für die Kleidung? Schauet die Lilien auf dem Felde, wie sie wachsen; sie arbeiten nicht, auch spinnen sie nicht.“ Eben so unnöthig und nichtig, wie die Sorge um Nahrung, ist das Sorgen um die Kleidung. Um dies recht zu erkennen, heißt der Herr uns wieder in das Reich der Natur blicken und auf die Lilien des Feldes (*τὰ κρίνα τοῦ ἀγροῦ*) schauen, auf die Lilien, die ohne pflegende Menschenhand frei und wild wachsen. Wenn wir nicht über sie hinsehen, sondern sie genau betrachten und kennen lernen (*καταυθέετε*), dann werden auch sie uns nach Gottes Willen rechte Prediger seiner liebenden Fürsorge. Wie anmuthig und schön wachsen sie empor (*πῶς ἀνέσταν*), ganz prächtig geschmückt, im Morgenland häufiger roth, orangenfarbig und gelb, als weiß, in verschiedenen Arten, ohne daß ein Mensch oder auch nur sie selbst dafür Sorge trügen! Denn sie arbeiten ja nicht, auch spinnen sie nicht, verrichten also keins der beiden Geschäfte, durch welche im gewöhnlichen Leben die Kleider beschafft werden, weder das mühevollen Arbeiten der Männer auf dem Felde (*κοπιᾷ*), noch das anhaltende Spinnen der Frauen im Hause. Aber ob sie auch nicht selbst ihre Kleidung sich bereiten, so sind sie doch nicht ohne Kleid und Hülle.

B. 29. „Ich sage euch, daß auch Salomo in aller seiner Herrlichkeit nicht bekleidet gewesen ist als derselbigen eines.“ Gott selbst wirft eben den Lilien ein Kleid um, ohne daß sie sich darum sorgen und mühen. Dieses Kleid ist ihre Farbenpracht und ganze Ausstattung, und diese ist so herrlich, daß sie die ganze Pracht und Herrlichkeit Salomos, seinen ganzen solennen Apparat übertrifft. Salomos Reichthum und königlicher Glanz waren so groß, daß sie zum Sprichwort wurden, und die Königin von Reicharabien sich darüber verwunderte. Vgl. 1 Kön. 10, 1. ff. 2 Chron. 9, 17. ff. Aber sie müssen erblichen und verschwinden vor einer Lilie des Feldes. Denn die Natur Gottes übertrifft alle Kunst an Regelmäßigkeit, Feinheit und Schönheit. Ihre Formen und Farben sind ihr nicht von außen angebildet, wie es bei der Kunst der Fall ist, sondern sind ihr aus ihrem Inneren heraus erwachsen.

B. 30. „So denn Gott das Gras auf dem Felde also kleidet, das doch heute stehet und morgen in den Ofen geworfen wird; sollt er das nicht viel mehr euch thun, o ihr Kleingläubigen?“ Auch hier macht Christus wieder selbst die Anwendung von dem Exempel aus dem Naturreiche auf seine Christen, und zwar wieder durch eine Schlußfolgerung, aber durch einen Schluß vom Geringeren auf das Größere. Gott kleidet das Gras des Feldes. Dieses Gras sind eben nach dem Vorhergehenden die wildwachsenden Lilien des Feldes, die durch diese allgemeine Bezeichnung „Gras“ als ganz besonders geringfügig und nichtig bezeichnet werden. Und noch mehr geschieht dies durch den folgenden Zusatz. Ja, unbedeutendes, werthloses Gras sind diese Blumen und theilen das Los des Grases. Heute stehen sie und lassen sich sehen, morgen sind sie welk und dürr und werden abgehauen und in den Ofen geworfen, als Feuerungsmaterial verwendet, oder, wie Luther in der Anwendung auf unsere Verhältnisse sagt, „von den Rühen gefressen“ (XI, 1626). Hüßlt nun Gott gleichwohl dieses geringfügige Gras in solche Prachtkleider, wahrlich, so dürfen wir uns keine Sorge machen wegen der Kleidung. Denn was sind die Blumen und das Gras auf dem Felde gegen uns? Wir sind ja nicht geschaffen, um heute zu sein und morgen nicht mehr zu sein; wir sind Kinder Gottes und Erben der Herrlichkeit in der Ewigkeit. O, daß wir doch den Kleinglauben, den Unglauben fahren ließen! Denn dies ist, wie der Herr mit dem Ausruf: „O ihr Kleingläubigen“ anzeigt, der geheime, aber eigentliche Grund der Sorge. Wir trauen es unserm reichen, allmächtigen Gott und liebevollen, himmlischen Vater nicht zu, daß er uns auch die nöthige Kleidung bescheren werde, und achten so schlecht auf die stumme Predigt der Natur, die Luther auch hier wieder ganz trefflich zu dolmetschen weiß, wenn er sagt (VII, 568 f.): „Da hast du noch ein Exempel und Gleichniß, darin die Blümlein auf dem Felde, die von den Rühen zertreten und gefressen werden, müssen auch unsere Doctores und Meister werden, auf daß ja unsere Schande desto größer werde. Denn

siehe, wie sie daher wachsen, so schön geschmückt mit Farben, und doch ihr keines sorgt noch denkt, wie es wachsen, oder was es für ein Färblein kriegen soll, sondern läßt Gott dafür sorgen. Und ohne alle sein Sorgen und Zuthun kleidet es Gott mit so schöner, lieblicher Farbe, daß Christus sagt: daß der König Salomo mit aller seiner Herrlichkeit sei nicht so schön gewesen, als derselben eines, ja, keine Kaiserin, mit ihrem ganzen Frauenzimmer, mit alle ihrem Golde, Perlen und Edelsteinen. Denn er weiß keinen König zu nennen, der da reicher, herrlicher und schöner geschmückt gewesen sei, denn Salomo; noch ist der König mit alle seiner schönen Pracht und Schmuck nichts gegen einer Rose oder Nägelblume oder Viole auf dem Felde. Also kann unser Herr Gott schmücken, wen er schmücken will, daß es geschmückt heißt, und kein Mensch solche Farbe kann machen noch malen, und keinen andern noch schönern Schmuck wünschen noch kriegen könnte; und wenn man sie gleich mit eitel Gold und Sammet behänge, noch würde sie sagen: Ich will lieber, daß mich der Meister schmücke droben im Himmel, der auch die Vögelein schmückt, denn alle Schneider oder Seidensticker auf Erden. Weil er nun so viel Blümlein kleidet und schmückt mit so mancherlei Farben, daß jegliches seinen eigenen Rock an hat, und damit daher prangt über aller Welt Schmuck, warum können wir denn ihm nicht glauben, daß er uns auch kleiden werde? Denn was sind die Blumen und Gras auf dem Felde gegen uns? Oder, wozu sind sie geschaffen, denn daß sie Einen Tag oder zween da stehen, und lassen sich sehen, darnach verwelken, und zu Heu werden; oder, wie Christus sagt, 'in den Ofen geworfen werden', daß man damit Feuer macht, und den Ofen heizt? Noch nimmt sich unser Herr Gott solches vergänglichem und geringen Dings so hoch an, und wendet so viel Kost drauf, daß er's schöner schmückt denn keine Könige und Menschen auf Erden, so sie doch solches Schmuckes nicht bedürfen, und gar an ihnen verloren ist, als der bald dahin geht mit der Blume. Wir aber, seine höchste Creatur, um welcher willen er alle Dinge geschaffen hat, und uns alles gibt, und ihm so viel an uns gelegen ist, daß es nicht mit diesem Leben ein Ende mit uns soll nehmen, sondern nach diesem Leben das ewige Leben will geben, die sollen ihm nicht so viel vertrauen, daß er uns auch kleiden werde, wie er die Blumen auf dem Felde und Vögel in der Luft mit mancherlei schönen Farben und Federn kleidet! Das ist ja nehrlich geredet und unsern Unglauben schändlich abgemalt, daß er's nicht höhnischer machen könnte." (Vgl. auch XIII, 2369 f. XI, 1625 f.)

B. 31. „Darum sollt ihr nicht sorgen und sagen: Was werden wir essen? was werden wir trinken? womit werden wir uns kleiden?“ Die Sorge kann gar nicht gründlich genug aus unserm kleinmüthigen, verzagten Herzen herausgerissen werden. Deshalb lehrt der Herr mit diesen Worten zu dem Ausgangspunkt der Ermahnung, B. 25., zurück. Doch ist es nicht eine bloße Wiederholung, vielmehr zeigt das „darum“ (οὖν), daß Christus aus den vorhergehenden Sätzen nun den

Schluß zieht. Sorgt nämlich Gott schon für die Thiere und Pflanzen in der Natur, so sorgt er gewißlich auch für seine Christen, denen er die ganze Natur, ja, die ganze Welt zu Nutz und Dienst bestellt hat. Nimmt sich schon der Schöpfer seines Geschöpfes an, wie viel mehr der Vater seiner Kinder. Sind wir nicht bloß für die Zeit, sondern für die Ewigkeit geschaffen, dann brauchen wir fürwahr uns nicht zu sorgen, sondern sind im Gegentheil trefflich versorgt.

B. 32. (Denn) „nach solchem allen trachten die Heiden. Denn euer himmlischer Vater weiß, daß ihr deß alles bedürft“. Zwei neue Gründe gibt Christus mit diesen Worten an, weshalb wir uns der Sorge um des Leibes Nahrung und Nothdurft ent schlagen sollen (γὰρ — γὰρ). Er sagt zunächst seinen Jüngern, daß sie mit Sorgen auf den Standpunkt der Heiden herabstinken. Die Heiden wissen nichts von einem lebendigen Gott und allmächtigen Schöpfer Himmels und der Erden, der sich aller seiner Werke annimmt und insonderheit seiner Kinder in väterlicher Freundlichkeit und Liebe gedenkt und für ihre großen und kleinen Nöthe sorgt. So können sie auch nicht ihr Vertrauen auf ihn setzen und deshalb fragen sie sorgend: Was werden wir essen? was werden wir trinken? Womit werden wir uns kleiden? Die Heiden kennen kein größeres Gut als dieses Leben, von dem ewigen, seligen Leben im Reiche der Herrlichkeit haben sie keinen Begriff, und darum hangen sie auch mit allen Fasern des Herzens am Irdischen, suchen beharrlich und aufs eifrigste (ἐπιζητεῖ), möglichst viel davon zu genießen nach dem Grundsatz: „Lasset uns essen und trinken; denn morgen sind wir todt.“ 1 Cor. 15, 32. Und diesen Heiden und Weltmenschen sollten und wollten wir uns durch Sorgen gleichstellen, ja, ärger werden denn sie, da wir damit unsern Glauben, unser besseres Wissen verleugnen würden? Denn es gilt, was Luther ausführt (VII. 570): „Die zwei leiden sich nicht mit einander, geizen oder sorgen, und glauben; eines muß das andere ausbeissen. Nun ist den Christen, die das Wort hören und wissen, keine größere Schande vor Gott und allen Creaturen, denn daß sie den Heiden gleich sein sollen, als die nicht glauben, daß sie Gott ernähre und alle Dinge gebe, und also zurückfallen von Gott, den Glauben verleugnen, und sich weder an sein Wort, noch an solch sichtig Exempel kehren. Das ist ja ein hart Urtheil, das einen jeglichen billig schrecken sollte.“

Und um so weniger sollen wir solcher heidnischen Sorge uns hingeben, als wir die tröstliche Gewißheit haben: „Euer himmlischer Vater weiß, daß ihr deß alles bedürft.“ Das ist, wie schon Bengel bemerkt, ein „argumentum a divina omniscientia, bonitate, omnipotentia“. Jedes Wort ist da wichtig und voll reichen Trostes, eine gute Waffe gegen den in den Christen immer wieder sich regenden Sorgengeist, ein fester Grund unerschütterlichen Gottvertrauens. Gott weiß, daß wir Nahrung und Kleidung nöthig haben. Er ist von allen unsern Bedürfnissen (τοῦτων ἀπάντων)

aufs genaueste unterrichtet und kennt unsere Noth schon von ferne, noch ehe wir ihm dieselbe sagen und ihn um Hülfe fragen. Nun wäre uns freilich damit noch nicht geholfen, wenn Gott nicht auch Mitleid für uns empfände und ein Herz für unsere Bedürfnisse hätte. Aber das ist ja gerade der Fall. Er ist, wie Christus sagt, der Vater, unser Vater. So können wir nicht zweifeln, daß unsere Noth ihm ans Herz dringt und seine Hülfe herausfordert. Denn wie sich ein Vater über Kinder erbarmt, so erbarmt sich der Herr über die, so ihn fürchten. Ps. 103, 13. 145, 8. f. 18. f. Aber kann er uns auch helfen? Wie sollte ihm etwas unmöglich sein, dem himmlischen (ὁράντος) Vater, der im Himmel wohnt und thront, der als allmächtiger Herr Himmels und der Erden, und was darin ist, schaltet und waltet, der nur zu sprechen braucht, so geschieht's? Sein Werk kann niemand hindern, sein Arbeit darf nicht ruhn, wenn er, was seinen Kindern ersprißlich ist, will thun.

B. 33. „Trachtet am ersten nach dem Reich Gottes und nach seiner Gerechtigkeit; so wird euch solches alles zufallen.“ Hiermit nennt nun der Herr dasjenige, wonach seine Jünger, die sich nicht um das Irdische sorgen sollen, trachten, was sie zu erlangen suchen sollen (ζητεῖτε). Es ist das Reich Gottes, des himmlischen Vaters, das Reich der Gnade wie der Herrlichkeit, welches, wie Luther erklärt, darin besteht, „daß man glaube an Jesum Christum, welcher ist das Haupt und einiger König in diesem Reich, in und durch welchen wir's alles haben; daß, wer darin bleibt, demselbigen keine Sünde, Tod und Unglück kann schaden, sondern ewig Leben, Freude und Seligkeit hat, und hier anfähet in solchem Glauben, aber am jüngsten Tage offenbar und ewig vollendet soll werden“. (VII. 574.) Glieder dieses Reiches zu werden und zu bleiben, am Wort, am Evangelium von diesem Reiche festzuhalten, es gerne zu hören und zu lernen, das ist die eine, große Hauptsache und Haupt Sorge in diesem Leben. Und als Genossen dieses Reiches sollen wir dann der Gerechtigkeit Gottes nachtrachten, seinem Wort und Willen nachkommen, auf Schritt und Tritt fragen, was Gott fordert und was ihm angenehm ist und wohlgefällt, alles meiden, was ihm mißfällt, von aller Ungerechtigkeit abtreten und die Welt und das ungöttliche Wesen der Welt verleugnen. Denn „Gerechtigkeit“ (δικαιοσύνη αὐτοῦ) bezieht sich, dem ganzen Zusammenhang der Bergpredigt gemäß, offenbar nicht auf die Glaubens-, sondern Lebensgerechtigkeit. Mit dieser doppelten Bestimmung „Reich Gottes“ und „seine Gerechtigkeit“ ist aber nicht etwa ein doppelter Gegenstand des Trachtens angegeben. Beide Begriffe liegen ja nicht außer, sondern in einander, das eine ist nicht denkbar ohne das andere.

Was heißt denn aber — fragt Luther — „nach solchem Reiche trachten? Oder, wie kommt man dazu, welches ist die Straße und der Weg, den man gehen muß?“ Antwort: „Glauben an Christum, und das Evangelium (daran der Glaube sich hält) wohl üben und treiben mit Predigen, Hören,

Lesen, Singen, Bedenken, und wie man kann, daß er immer im Herzen zunehme und stärker werde, und herausbreche durch seine Früchte.“ (VII. 574.) Und wenn Christus ausdrücklich sagt: Trachtet zuerst (πρῶτον), so ist nicht etwa die Meinung, daß man nur in erster Linie das Himmlische zu suchen habe, in zweiter Linie jedoch nach dem Irdischen trachten dürfe. Nein, die irdische Sorge soll ganz ausgeschlossen sein, die himmlische Sorge soll als die alleinige dastehen. Daß dies wirklich Sinn der Worte ist, geht hervor aus der angehängten Verheißung: „so wird euch solches alles (τάτα ταῦτα. Essen, Trinken, Kleidung etc.) zufallen“. Wer die Sorge für das Himmlische sein Allererstes sein läßt, bei dem kommt es gar nicht zur Sorge für das Irdische. Denn alles, wofür der irdisch Gesinnte sorgt, wird ja dem für das Geistliche und Ewige Sorgenden von selbst zu Theil werden. Es wird ihm von Gott, wie es wörtlich heißt, zugelegt werden (προσθησεται), ohne irgendwelches Sorgen und Mühen, als Dargegabe zum Geistlichen. Denn die Gottseligkeit ist zu allen Dingen nützlich, und hat die Verheißung auch dieses Lebens, 1 Tim. 4, 8., wie z. B. Salomo erfahren durfte, 1 Kön. 3, 11. ff. Wie sollte es also möglich sein, „daß der sollte Hungers sterben, der Gott mit Treue dient, und sein Reich fördert“? „Es müßt kein Brod mehr auf Erden sein, oder der Himmel nicht mehr regnen können, wenn ein Christ sollte Hungers sterben; ja, Gott müßte zuvor selbst Hungers gestorben sein.“ (VII. 577.) Ps. 37, 19. 25.

R. 34. „Darum sorget nicht für den andern Morgen; denn der morgende Tag wird für das Seine sorgen. Es ist genug, daß ein jeglicher Tag seine eigene Plage habe.“ Hiermit ertheilt nun Christus die Schlußermahnung, aus dem Vorhergehenden gefolgert (οὕτως). Wegen der großen Verheißung, daß uns alles, worum wir uns sorgen möchten, zufallen soll, sollen wir ganz sorglos und unbekümmert sein auf den morgenden Tag (εἰς τὴν αὔριον sc. μέραν). Nicht, als ob uns damit etwa das Sorgen für heute gestattet wäre. Das „Morgen“ erklärt sich daraus, daß eben alles Sorgen auf die Zukunft geht, wie darum Luther auch ganz sinngemäß übersetzt hat: Was werden wir essen? etc. Wir sollen aber so sehr aller Sorge frei sein, daß wir nicht einmal für den nächsten Morgen sorgen. Und das wird damit begründet, daß der morgende Tag, der personificirt gedacht ist, „um sich selbst sorgen“, seine eigene Sorge und Plage haben wird (ἑαυτῷ ἑαυτῷ). Jeder Tag hat seit dem Sündenfall sein bestimmtes Maß von Mühe und Arbeit, Last und Plage. Der heutige Tag soll nun nicht mehr Last bekommen, als er schon hat. Das geschieht jedoch, wenn wir heute schon den morgenden Tag mit seiner Last durch Sorgen für den andern Morgen herübernehmen. Dadurch wird nicht nur nichts erreicht, da der morgende Tag doch seine eigene Plage haben wird, sondern das Uebel wird nur ganz unnötig vermehrt. Ist es doch genug, schließt der Herr, daß ein jeglicher Tag seine eigene Plage habe, eigentlich: „genügend ist für jeden Tag sein

Schlimmes“, das Uebel an Leiden und Aengsten, Nöthen und Gefahren, das jeder Tag mit sich bringt (ἀρρετὸν τῆς ἡμέρας ἡ κακία αὐτῆς). Das sollen wir nun fürwahr nicht verdoppeln und vervielfältigen wollen, indem wir das für morgen Bestimmte noch hinzunehmen durch unser Sorgen. Vielmehr sollen wir alle zukünftigen Lebenstage mit ihren Prüfungen und Aufgaben vertrauensvoll dem Herrn befehlen, alle unsere Sorge auf ihn werfen, der für uns sorgt und auch die tägliche Plage tragen hilft.

Tief greift dieser Text in das tägliche Leben ein. Denn wer hätte einerseits nicht erfahren, daß die Welt, wie Luther sagt, „ein Hause verzweifelter Geizhalse ist“ (XIII, 2368) und auch die Christen von diesem schändlichen, heidnischen Laster angefochten werden, und wer würde andererseits nicht von Sorgen angefochten und möchte derselben nicht ledig sein? So wird der Prediger insonderheit auf diese beiden Punkte bei der homiletischen Behandlung dieser Perikope Gewicht legen. Ausgehend von B. 24. könnte er Gottesdienst und Mammonsdiens einander gegenüber stellen und zeigen, worin diese beiden verschiedenen Dienste bestehen und welchen verschiedenen Lohn sie haben. Will er ex professo gegen den Geiz predigen, so strafe er ihn etwa unter dem Thema: Der schändliche, verderbliche Mammonsdiens, und führe dieses Doppelte weiter aus. Da der Mensch so geneigt ist, „den Baum auf zwei Achseln tragen“ und zweien Herren dienen zu wollen, so stelle man dieses Wort des Textes an die Spitze der Betrachtung und weise nach, warum dies unmöglich sei, und daß uns dies zum Dienste Gottes bewegen solle. Vor allem aber ist dieser Text gegen das leidige Sorgen gerichtet, und je häufiger dasselbe sich findet, desto ernstlicher wird der Prediger mit Gottes Hülfe demselben zu wehren haben. So rede er einmal von der rechten christlichen Sorglosigkeit und zeige, wie dieselbe nicht in fleischlicher Sicherheit in geistlichen Dingen, sondern in kindlichem Vertrauen auf Gottes Fürsorge in leiblichen Dingen bestehe, und wie sowohl Christi Ermahnung als auch Verheißung uns dazu bewege. Der Prediger zeige seinen Zuhörern den Weg, wie der Christ der schweren Sorgen Herr wird, indem er bedenkt, daß, der das Größere gibt, auch das Geringere beschert; der die Natur versorgt, auch seiner Kinder gedenkt; der in der Gegenwart hilft, auch die Zukunft versieht. Ein passendes Thema ist auch der apostolische Zuruf, Phil. 4, 6.: Sorget nichts, und zwar deshalb, weil das Sorgen unnöthig, thöricht und seelengefährlich ist. Ebenso faßt sich der ganze Inhalt der Perikope in die beiden Theile des Spruches 1 Petr. 5, 7. Will man einmal gleich das große Unrecht des Sorgens nachweisen, so zeige man, wie ein Mensch mit seinem Sorgen seinen Gottesdienst zu nichte macht, seine Kindschaft bei dem Vater verleugnet, die herrlichste Verheißung von sich weist und sich muthwillig Plage auf Plage häuft. Deshalb führe man auch einmal besonders auf Grund des 33. Verses aus: Wer Gott allein zum Herrn hat, der ist

frei von Sorge, und weise nach, daß Gott unser einziger Herr, sein Reich und seine Gerechtigkeit das einzige Ziel unsers Trachtens sein solle, und daß dann von selbst das Sorgen wegen des Irdischen dahin falle. Die Periscope bietet auch Gelegenheit, den großen Unterschied zwischen den Kindern der Welt und den Kindern Gottes vor die Augen zu rücken, indem die Weltkinder ängstlich sorgen, wo Gottes Kinder sorglos sind, hingegen sorglos sind, wo Gottes Kinder eifrig sorgen. Und schließlich nehme man einmal auch die Gelegenheit wahr, die dieser Text wie kein anderer bietet, und richte den Blick der Zuhörer in die Natur und Schöpfung Gottes, zeige den Trost und die Mahnung, die wir von solcher Betrachtung haben. Aber wie auch immer der Prediger den Text behandeln will, nie versäume er, die Fülle der Gedanken, mit denen Luther in seinen Postillen und sonstigen Auslegungen den Leser überschüttet und die in Vorstehendem nur dürftig angedeutet sind, sich anzueignen zu Nutz und Erbauung der Gemeinde.

L. F.

Predigt über das Evangelium des zehnten Sonntags nach Trinitatis.

Luc. 19, 41—46.

Es ist unter den Christen oft von Heimsuchung die Rede. Besondere Zeiten gelten den Christen als Zeiten der Heimsuchung, göttlicher Heimsuchung. Wenn ein schwerer Unfall über sie hereinbricht und ihrer Seele gar nahe geht, so erkennen sie darin eine Heimsuchung Gottes. Wir wissen, daß Leiden und Trübsal nicht von ohngefähr kommt, sondern aus Gottes Hand. Gott legt uns seine starke Hand auf. Ja, Gott richtet in solchen Tagen sein Antlitz auf uns. Ja, er kommt selber zu uns, sucht uns auf, sucht uns heim, indem er uns sein Kreuz auflegt, seine Hand fühlen läßt. Und er will und begehrt da etwas von uns. Er hat seine Absicht dabei, eine heilsame Absicht. Umgekehrt, wenn ein unverhofftes Glück uns in den Schooß fällt und unser Herz fröhlich macht, wenn nach schweren Tagen das Herz wieder getröstet wird, so sehen wir auch darin kein bloßes Spiel des Zufalls, sondern Gottes Hand und Fügung. Das ist dann eine gnädige Heimsuchung Gottes. Gott läßt uns in solchen lichten Tagen sein Angesicht helle leuchten. Er wendet sich uns zu in Güte und Barmherzigkeit. Ja, er suchet uns heim, und legt uns einen Schatz ins Haus. Und er will auch damit unser Herz rühren, sich gewinnen. Wir sagen auch davon, daß Gott an den Gottlosen, Unbußfertigen die Sünde und Missethat heimsuchet. Die gerechte Strafe und Vergeltung Gottes ist Heimsuchung. Gott siehet dann die Sünde und Bosheit der Menschen an, die er zuvor übersehen hat, und kommt als Richter und Rächer über die, welche sich wider ihn setzen und ihm Gehorsam und Buße verweigern. Und was wir nun

also von der göttlichen Heimsuchung sagen, das ist nach der Schrift geredet. Die Schrift belegt das, was uns hier widerfährt, Gutes und Böses, was Gott uns zutheilt, oft mit diesem Titel und Namen, Heimsuchung, und sagt auch von besonderen Zeiten und Tagen göttlicher Heimsuchung.

So redet Christus, der Herr, im heutigen Evangelium von einer besonderen Heimsuchung, welche der Stadt Jerusalem, dem Volk Israel zu Theil geworden. Er redet seine Stadt Jerusalem an, und seufzt und klagt über sie: „Darum, daß du nicht erkannt hast die Zeit, darinnen du heimgesucht bist.“ Als Christus, der König und Messias Israels, in den Städten des jüdischen Landes ein- und ausging und auch Jerusalem, die Stadt des großen Königs, zum Defteren aufsuchte, ja, das war eine angenehme Zeit für Israel. Aber leider Jerusalem, Israel bedachte nicht, was zu seinem Frieden diente und erkannte nicht die Zeit, in der es heimgesucht wurde, die Tage der gnädigen Heimsuchung Gottes. Und darum kündigt der Herr seiner Stadt, seinem Volke nun einen andern Tag der Heimsuchung an, einer Heimsuchung in Gericht und Gerechtigkeit. Er weissagt eine Zeit der Schrecken, da die Feinde kommen und Jerusalem belagern und an allen Orten ängsten und schließlich zerstören und keinen Stein auf dem andern lassen werden. Die Feinde werden das thun. Aber der Herr ist's, der gerechte Richter, der dieses Jorngericht vorhersagt und anordnet, der das Racheheer entbietet. Er, er selbst will die Sünde und Missethat der Väter an den Kindern heimsuchen. Was der Herr hier seiner Stadt Jerusalem, seinem Volk Israel sagt, sollen auch wir uns zu Herzen nehmen. Wir sollen auch beides bedenken: die Güte und den Ernst Gottes. Wir Christen sind das Israel des Neuen Bundes. Auch an unserm Himmel leuchtet die Sonne der Gnade. Es ist eine Zeit der Gnade und des Erbarmens Gottes, in die unser Leben hineinfällt. Daß wir diese unsere Zeit, darinnen wir heimgesucht werden, recht erkennen! Für die, welche es nicht erkennen, folgt zulezt ein Tag der Jornerheimsuchung Gottes, des gerechten Gerichts Gottes, der Rache und des Feuereifers, welcher die Widerwärtigen verzehren wird. Wir wollen auf die Zeiten der Heimsuchung Gottes wohl Acht haben, und darum reden wir jetzt

Von den Zeiten der göttlichen Heimsuchung,

1. der Heimsuchung in Gnaden,
2. der Heimsuchung in Gericht.

1.

Daß wir die Zeit der Gnadenheimsuchung Gottes recht erkennen! Eine Zeit steht da obenan. Das ist die Zeit, von welcher der Herr in unserem Text sagt, die Zeit, darinnen Israel einst heimgesucht wurde. Israel war das erwähnte Volk, ausgesondert von allen Völkern. Es war kein Volk, dem sich Gott so nahe gethan hätte, als Israel. Auf mancherlei Weise, durch gewaltige Zeichen und Wunder, durch Mose und die Propheten hat

sich Gott den Vätern bezeugt und offenbart. Doch das Größte erwartete Israel von der Zukunft. Israels Blick war nach Oben gerichtet. Israel sahe auf zu seinem Gott und betete: „Ach, daß du den Himmel zerrissest und führest herab!“ Israel seufzte und sprach: „Ach, daß die Hülfe aus Zion erschiene und Gott sein gefangen Volk erlösete!“ Nun war die Hoffnung und Sehnsucht Israels erfüllt. Der Priester Zacharias steht an der Schwelle des Neuen Bundes und preist Gott und bekennet: „Gelobet sei der Herr, der Gott Israels, denn er hat besucht und erlöst sein Volk.“ Gott hat besucht sein Volk. Jetzt hatte Israel seinen Christus, den Herrn Jehova, seinen Gott in seiner Mitte. Der Gott Israels war herniedergekommen und hatte unter Israel Wohnung gemacht, hatte den Samen Abrahams angenommen. Und Jesus, der Sohn Abrahams, der Sohn Davids, der Sohn Gottes zog nun umher im Lande und zeigte, was er im Himmel gesehen und gehört, und redete Worte des ewigen Lebens und verkündigte Frieden seinem Volk. Und in gewaltigen Zeichen und Wundern, wie sie Israel noch nicht gesehen, erwies er seine ewige Kraft und Gottheit. Die Tauben hörten, die Blinden sahen, die Lahmen gingen, die Aussätzigen wurden rein, die Todten standen auf. Das war die gnädige Zeit, in der Israel heimgesucht wurde. Und zu eben der Zeit, da der Herr sein Volk an die Gnadenheimsuchung Gottes erinnert, schickt er sich an, den letzten Zweck seiner Erscheinung im Fleisch zu erfüllen. Er sucht Jerusalem auf, um durch Leiden, Sterben, Bluten sein gefangen Volk zu erlösen. Und er hat's gethan, hat den Stab des Treibers und das Joch ihrer Schulter zerbrochen, hat Israel erlöst von allen seinen Sünden. Aber Israel hat's nicht vernommen, hat es nicht erkannt. Er kam in sein Eigenthum, um sein Eigenthum sich zu erwerben und zu gewinnen. Aber die Seinen nahmen ihn nicht auf. Indeß, Geliebte, jene Zeit, darinnen Israel heimgesucht wurde, war eine Zeit der Heimsuchung, der Gnadenheimsuchung für die ganze Welt. Was zu jener Zeit im jüdischen Land geschehen, das geht die ganze Menschheit an, alle Geschlechter der Erden. Gott sahe vom Himmel und sahe den Jammer und das Elend der verlorenen Menschen. Und er sahe die Sünde, die Bosheit der Menschen. Kein Wunder, wenn sein Zorn alsbald entbrannt wäre! Aber nein, er sahe darein und ließ es sich erbarmen. Ja, Gott stieg selbst vom Himmel herab und ward Gast und Bürger auf Erden, nahm den Samen Adams an, weilte als Mensch unter Menschen und hat den ganzen Jammer der Menschheit, die Sünde der ganzen Welt auf seine Schultern genommen und am Kreuz gebüßt und gesühnt und eine ewige Erlösung erfunden. Da sollte doch die ganze Welt ihren Gott, ihren Schöpfer, ihren Erlöser mit Freuden aufnehmen, ihm entgegengehen und sprechen:

„Bis willkomm, du edler Gast,
Den Sünder nicht verschmähet hast,
Und kommst ins Elend her zu mir,
Wie soll ich ewig danken dir!“

Doch leider, die Meisten kennen und erkennen nicht jenen großen Tag der Heimsuchung Gottes.

Jene einzigartige Zeit, da Gott selbst in Menschengestalt auf Erden wohnte und wandelte, ist längst verschwunden. Doch darum ist jene Zeit der Gnadenheimsuchung nicht vergangen. Jenes gnädige Jahr des Herrn währet, so lange die Erde steht. Christus selbst hat in den Tagen seines Fleisches Israel Frieden verkündigt. Und als er dann verklart worden war, ist er im Geist, in dem Evangelium zu den Heiden gegangen und hat auch den Fernen Frieden gepredigt. Da die Heiden das Evangelium von Christo hörten, von dem Gott, der sich ihrer erbarmet, ihr Fleisch und Blut angenommen, ihr Elend auf sich genommen und weggenommen hat, da die Heiden sich von der Finsterniß zum Licht und von der Gewalt des Satans zu Gott bekehrten — das war für die Heidenwelt der Tag der Gnade, der Heimsuchung Gottes. Und dieser Tag ist noch nicht zu Ende gegangen. Das Evangelium von Christo, dem Sohn Gottes, und seiner Erlösung wird noch den Sündern auf Erden gepredigt. Wenn ein Sünder, ein armer verirrter Mensch dieses Evangelium vernimmt, daß Gott Mensch geworden und für die verlorenen, verdammtten Menschen gestorben ist und auch seine Schuld bezahlt hat, dann ist's für ihn ein Tag der Heimsuchung Gottes. Wir alle leben unter dem Schall des Evangeliums. Und so lange dieses Evangelium in unsere Ohren klingt, sucht Gott uns heim. Gewiß, die Predigt des Evangeliums ist Gottes gnädige Heimsuchung. Menschen, sündige Menschen nehmen das Wort auf ihre Lippen. Aber Christus ist gegenwärtig und redet durch sie und lockt und reizet durch der Menschen Stimme: „Kommet her zu mir alle, die ihr mühselig und beladen seid, ich will euch erquicken.“ Wir bitten, vermehren an Christi Statt: „Lasset euch versöhnen mit Gott.“ Gott vermehnet durch uns, Gott redet durch Wort und Predigt den Menschen ins Herz und Gewissen: Kehret euch zu mir! Kommt zu Jesu! Bleibet in ihm! Bedenkt, was zu euerm Frieden dient! Gewiß, jetzt ist die Gnadenzeit, jetzt steht der Himmel offen. Daß Keiner von uns diese Zeit verkenne und versäume! Daß Keiner an dem offenen Himmel vorübergehe!

Und innerhalb der Gnadenzeit gibt es nun besondere Tage und Stunden der Gnade, der göttlichen Gnadenheimsuchung. Der Strom des göttlichen Worts, der über die Erde geht, fließt nicht zu allen Zeiten gleich stark. Zu manchen Zeiten ist Gottes Wort theuer im Lande. Oder die rechte Lehre des göttlichen Worts ist mit viel Menschenfälschungen vermengt, das Licht scheint nur matt und trüb durch den Wust der falschen Lehre hindurch. Zu andern Zeiten, an andern Orten gibt Gott sein Wort mit großen Schaa- ren von Evangelisten. Und Gottes Brunnlein fließt hell und klar. Die reine Lehre des göttlichen Worts ist auf dem Plan. Wenn Letzteres der Fall ist, so ist's eine besondere Gnadenheimsuchung Gottes. So erkennt auch ihr die Zeit, darinnen ihr heimgesucht werdet! Gottes Wort ist eine

Kraft Gottes zur Seligkeit. Wo Gottes Wort gepredigt wird, heißt's immer: „Siehe, ich stehe an der Thür und klopfe an.“ Doch Gottes Anklopfen ist einmal leiser, einmal stärker. Und wenn nun einmal eine Predigt sonderlich stark in unser Herz und Gewissen eindringt, wenn ein Wort, das wir in der Bibel lesen, unser Herz sonderlich bewegt, so ist das eine besondere Stunde der Gnadenheimsuchung Gottes. Daß wir keine solche Stunde unbenutzt vorübergehen lassen! Gott hat die Zeiten in seiner Hand und macht die Zeiten. Gott regiert und gestaltet den Wechsel der Zeiten und Umstände, um seinem Worte Raum zu schaffen. Der Prophet Hosea sagt einmal, daß Gott das abtrünnige Israel in die Wüste, in das Glend führen und dort den Abtrünnigen ins Herz reden wolle. So werden die, welche nicht hören wollen oder schwer hören, oft in die Wüste geführt, in die Enge getrieben, in Angst und Anfechtung versetzt. Und solche Stunde der Angst und der Anfechtung ist eine Stunde der Heimsuchung Gottes. Da redet Gott mit dem Menschen ein Wörtlein besonders, damit er zur Besinnung komme und dem Worte recht glaube und gehorche. Die Schrift berichtet, daß Gott einst in Menschengestalt dem Abraham erschien, da er vor der Thür seiner Hütte saß, und bei ihm einkehrte, und daß er da seine Verheißung, die Verheißung eines Sohnes, wiederholte und bekräftigte. Und zwar kleidete Gott bei dieser Gelegenheit seine Verheißung in die Worte: „Uebers Jahr um diese Zeit will ich wiederkommen, da soll Sarah, dein Weib, einen Sohn haben.“ Wir lesen in der heiligen Geschichte nichts davon, daß Gott ein Jahr später zum andern Mal dem Abraham erschien. Nein, in der Geburt Isaaks kehrte er wieder. Die Geburt Isaaks war ein Freudentag für Abraham und Sarah. Die Geburt dieses Sohnes war eine Wundergabe aus Gottes Hand. Ja, Gott selbst hielt, unsichtbarer Weise, Einkehr in Abrahams Haus, da Sarah den Isaak hegte. Wenn Gott uns eine besondere Erquickung bereitet, Freudentage erleben läßt, so kehrt er selbst bei uns ein, so sucht er uns heim in Güte und Barmherzigkeit. Und der Zweck seiner Einkehr ist immer der gleiche, daß wir nur bedenken, was zu unserm ewigen Frieden dient. Gott gebe uns offene Augen, daß wir die Zeiten und Stunden wohl verstehen und wahrnehmen, in denen wir heimgesucht werden!

2.

Wer diese Zeit der Gnadenheimsuchung versäumt, der hat einen andern Tag der Heimsuchung zu erwarten. Es gibt auch eine Heimsuchung in Gericht und Gerechtigkeit. Die folgt zuletzt und trifft alle die, welche die Gnade verachtet haben. Gott schweigt wohl und ruht eine Zeitlang und läßt die Sünder und Frevler auf Erden gewähren. Doch schließlich, wenn die Sünder die Gnade, Geduld, Langmuth Gottes erschöpft haben, da sieht Gott drein und greift darein, und rächt sich an den Uebelthätern und läßt sie seinen starken Arm, seinen Zorn und Ungnade fühlen. Als das

Menschengeschlecht nach den Tagen Noahs sich wider den Höchsten erhob und einen Thurm baute, dessen Spitze in den Himmel reichen sollte, da fuhr Gott, wie die Schrift sagt, in seinem Zorn hernieder und zerstreute sie und verwirrte ihre Sprachen. Nachdem Gott in Gnaden Abraham in seinem Haus heimgesucht, ging er weiter nach Sodom und Gomorrha. Die Sünde dieser Städte hatte aufgeschrieen gen Himmel. So war Gott hernieder gekommen, um zu sehen und zu prüfen, ob es also stünde, wie das Geschrei verlautete, und der Herr ließ dann Feuer regnen vom Himmel und verderbte jene Städte. In unserm Text weissagt der Herr der sündigen Stadt Jerusalem, die ihr Heil von sich gestoßen, das Ende, den schließlichen Zorn. Was der Herr vorausverkündigt, ist dann geschehen. Die Feinde sind gekommen und haben Jerusalem von Grund aus zerstört. Die Feinde, die Heiden, suchten dabei das Ihre, die eigene Rache, Ehre, Raub und Beute. Doch in dem allen erfüllte sich, was der Herr schon durch die alten Propheten geweissagt, was die Propheten von dem großen, schrecklichen Tag des Herrn, der über Juda-Jerusalem hereinbrechen werde, gepredigt und geschrieben hatten. Es ging nach dem Wort: „Aus allen Geschlechtern auf Erden habe ich allein euch erkannt, darum will ich auch euch heimsuchen in aller eurer Missethat.“ Amos 3, 2. Der Herr brüllte aus Zion und ließ seine Stimme hören aus Jerusalem. Der Zorn des Herrn ergrimmte über sein Volk und rechte seine Hand über sie und schlug sie. Und sein Zorn ließ nicht ab. Seine Hand ist noch heute ausgeredet über das verfluchte Geschlecht der Juden. Und dereinst wird für die ganze Welt ein Tag der Heimsuchung anbrechen. Da wird der Herr herniederkommen vom Himmel, mit Feuerflammen, zur Rache über die Gottlosen, die der Wahrheit nicht gehorcht haben.

Ein Tag der Heimsuchung wird es sein. Gott selbst wird erscheinen und die Sünder zu finden wissen. Hier, in dieser Zeit können die Gottlosen sich wohl noch der Strafe Gottes, den Drohungen des göttlichen Wortes entziehen. Hier trotzt und spottet wohl noch der Frevler der Züchtigung des Herrn. An jenem Tag aber kann Niemand mehr entinnen und entweichen. Wie ein Blitz von einem Ende des Himmels ausgeht und hindurchfährt bis an das andere Ende, also wird auch sein die Zukunft des Menschensohnes. Seine Zukunft wird in alle verborgenen Winkel und Höhlen hineinleuchten. Ja, Gott findet die Sünder und hält sie fest, daß sie Rede und Antwort stehen müssen. Im Tod, im Gericht steht der Mensch vor Gott, nackt und bloß, und hat mit Gott, mit Gott allein zu thun. Und wer wird den Tag seiner Zukunft erleiden? Wer wird bestehen, wenn er wird erscheinen? Jetzt verdeckt Gott noch seinen strafenden Arm und verhüllt sein zürnend Angesicht. Durch das Wort schreckt er die Sünder. Die Creaturen sind Werkzeuge seiner Strafe und Vergeltung. Dann aber an jenem Tag wird er selbst erscheinen in seiner Glorie und Majestät. Und die Sünder werden erbeben und erzittern, wenn er nun ihre Sünden in das

Licht stellt vor sein Angesicht, wenn sein Zorn dann anbrennt und hinunterbrennt bis zur untersten Hölle.

Eitel Zorn wird dann sein. Die Gnadenzeit ist vorüber. Die hier Gnade gesucht und gefunden haben, die hier bedacht haben, was zu ihrem Frieden dient, werden an jenem Tage sicher und geborgen sein. Die kommen nicht ins Gericht. Die schauen dann das freundliche, hellleuchtende Angesicht ihres Heilandes, ihres Gottes und werden dann vor Gott, bei Gott ewiglich leben. Aber außer Christo und seiner Gnade ist Gott für die Sünder ein verzehrendes Feuer. Und sein Zorn wird nicht nachlassen. Seine Hand bleibt über ihnen ausgereckt in alle Ewigkeit. Ach, damit wir dem Schrecken jener letzten Heimsuchung entgehen, wollen wir doch in dieser unserer Zeit bedenken, was zu unserm Frieden dient, und die Zeit der Gnadenheimsuchung wohl gebrauchen. Das helfe uns Gott! Amen.

G. St.

Pastoralpredigt über 2 Cor. 12, 7—9.

In unsrer theuren Synode ist die preiswürdige Einrichtung getroffen worden, daß bei Gelegenheit unsrer größeren kirchlichen Zusammenkünfte besondere Pastoralpredigten gehalten werden. Da kann denn jedesmal bei diesen Gelegenheiten das Wort Gottes in der bekannten fünffachen Weise auch auf die Prediger angewendet werden, nämlich zur Lehre, zur Strafe, zur Besserung, zur Züchtigung und zum Troste, und die Prediger können sodann immer wieder erquickt, gestärkt und gerüstet heimgehen in ihr Arbeitsfeld und ihre mühevollen Wanderung fortsetzen, bis der Herr all ihrem Thun ein Ziel setzt und sie ewig ruhen läßt von ihrer Arbeit. Dann werden sie ja freilich auch diese irdische Wegzehrung, die ihnen jetzt geboten wird, nicht mehr nöthig haben; denn dort im Jenseits werden sie trunken von den reichen Gütern des Hauses Gottes, und er, der Herr selbst, dem sie hier treulich gedient haben, wird sie dort ewiglich mit Wollust tränken als mit einem Strom.

Für dies Mal nun wollen wir das Wort Gottes uns zum Troste vorhalten, indem wir aus unserm Texte hören:

Wie Gott selbst seine treuen Diener in ihren Anfechtungen tröstet.

Dieses Trösten richtet er aber auf zweifache Weise aus:

1. Er gibt ihnen die Versicherung, daß der Besitz seiner Gnade genüge zur Ausrichtung ihres Amtes;
2. begründet er dies mit der weiteren Zusicherung, daß seine Kraft in den Schwachen mächtig sei.

1.

Die kurze Trostpredigt in unserm Texte hat der allerhöchste Prediger, Gott selbst, gehalten; und zwar zunächst nur vor einem einzigen Zuhörer, vor dem Apostel Paulus, denn dieser schreibt: „Er hat zu mir gesagt.“

Aber wie ist denn das? Bedurfte denn der hohe Apostel einer besondern Trostpredigt? Sagt er nicht selbst wenige Capitel vor unserm Texte: Ich bin erfüllt mit Trost? Und wiederum: Unser Herz ist getrost? Und hat er dies nicht mit der That bewiesen, indem er furchtlos und unverzagt durch sein weites Arbeitsfeld dahingegangen ist und trotz aller Mühsale, Gefahren und Nöthe mit der Freude und Zuversicht einer ungetrübten Seelenruhe seinen Glauben bis zu seinem endlich erfolgten Märtyrertode bekannt hat? Ja, so ist es. Und dennoch bedurfte der Apostel des Trostes. In einem Christen, und zumal in den Säulen der Christenheit, in den hohen Aposteln, vereinigen sich eben die größten Gegensätze der Hoheit und der Niedrigkeit, der Herrlichkeit und der Schmach, der Macht und der Ohnmacht, des Reichthums und der Armuth, der Freude und der Traurigkeit. Wenn sie voll Glaubenszuversicht auffuhren mit Flügeln wie Adler, konnten sie mit seligem Entzücken ausrufen: „Unser Wandel ist im Himmel.“ Aber zu gleicher Zeit bekannten sie auch: „Wir sind stets als ein Fluch der Welt und Fegopfer aller Leute.“ „Wir werden immerdar in den Tod gegeben.“ Da sie aber nach ihrem eigenen Zeugniß neben dem inwendigen, das heißt, neuen Menschen auch noch den alten Menschen an sich hatten, der sie gefangen nahm in der Sünde Gesetz, so bedurften auch sie reichlichen Trostes, um immer wieder durchzudringen zu jener Seligkeit des Wandels im Himmel. Und das gilt ganz besonders von dem Apostel Paulus; denn in ihm waren jene Gegensätze offenbar aufs höchste gesteigert. Er ragte ja in vielen Stücken weit über alle andern Apostel empor. Aber um so mehr trafen gerade ihn Leiden, Trübsale und Anfechtungen aller Art. War er daher auch nach der einen Seite „erfüllt mit Trost“, so erquickte ihn doch wieder jedes Tröpflein des göttlichen Trostes wie der frische Labetrunk einen Vereschmachten in der Wüste erquickt. Sicherlich gab es auch im Leben dieses hohen Apostels Augenblicke, wo er am liebsten Alles aufgegeben und mit Elias ausgerufen hätte: „Es ist genug, so nimm nun, Herr, meine Seele.“ Keine Frage, der Apostel Paulus bedurfte einer besondern Trostpredigt.

Bergegenwärtigen wir uns nur seine Stellung, seine Lage. Heutzutage ist ja freilich der Name des Apostels Paulus, wenigstens äußerlich, geehrt und geschätzt. Brangt doch sogar sein Bildniß neben denen berühmter Männer über dem Eingang einer weltbekannten Hochschule Deutschlands. Das war bei seinen Lebzeiten ganz anders. Da war in der weiten Welt Niemand so verachtet, geschmäht und gehaßt wie dieser Mann. In der Regel behandelte man ihn wie einen, der gar kein Anrecht habe auf den Schutz der staatlichen Gesetze. Man mochte ihm noch so großes Unrecht thun, es gab in dem sonst so vortrefflichen römischen Gesetzescode keinen

Gesetzesparagraphen, der ihn gegen Amtsehrenbeleidigung geschützt hätte. Da konnte jeder rohe Grobschmied, wie jener Alexander, ungestraft sein Muthchen an ihm fühlen, und manch ein frecher Bube durfte in öffentlicher Gerichtsverhandlung ihn wider alles Recht aufs Maul schlagen. In zwei von den damals bekannten drei Erdtheilen setzte sich Alles wider ihn. Die Juden aller Orien haßten und verfolgten ihn als angeblichen Feind ihrer väterlichen Sitten und Gesetze, und die aufgeklärten Griechen hielten es nur für recht und billig, wenn sie „diesen Vorterbuben“ mißhandelten, geißelten und einkerferten. In der Epistel des Sonntags Seragesimä hören wir, was er Alles von dieser Seite zu erdulden hatte.

Aber noch unendlich schmerzlicher mußte es ihn berühren, wie er von seinen christlichen Mitbrüdern, ja, von den von ihm selbst mit so viel Mühe und Selbsterleugnung gegründeten Gemeinden behandelt wurde. Da standen ihm ja zahllose Gegner allüberall. Auf Schritt und Tritt folgten ihm jene judenchristlichen Widersacher auf dem Fuße nach, arbeiteten ihm entgegen und streuten den Unkrautsamen des Mißtrauens und der Abneigung überall gegen ihn aus. Wie wurde da der arme Apostel verdächtigt! Man stellte ja gar die Behauptung auf, daß er gar kein rechter Apostel sei. Alles, was er that, was er redete, wurde verurtheilt. — Er konnte es Niemand recht machen. Bald fand man ihn zu streng, bald zu nachsichtig. Nahm er Geschenke, so wurde es ihm verübelt. Nahm er keine, so wurde er nicht weniger gescholten. Und all diese persönliche Verunglimpfung geschah in der unverkennbaren Absicht, dadurch auch sein theuerstes Kleinod, die Lehre von der freien Gnade Gottes in Christo, aus dem Wege zu schaffen.

Nun ja, die Welt, die Menschen bereiteten ihm freilich ein hartes Los. Das ist wahr. Aber hatte er dafür nicht reichen Ersatz in dem Umgang mit seinem Gott? Sprach ihm nicht der Geist des hErrn manch süßes Trostwort zu in seinen Trübsalen? Allerdings. Er erzählt selbst, wie sehr ihn sein Gott einmal ausgezeichnet habe, welcher herrlichen Erscheinung er gewürdigt worden sei, welchen Vorschmack der zukünftigen Herrlichkeit er genießen durfte. Er ward entzückt bis in den dritten Himmel, ward im Geiste aufgehoben ins Paradies, in die Wohnung der Seligen, der vollendeten Gerechten. Tief, tief unter ihm lag da mit einem Male die Erde mit ihrer Sünde und Ungerechtigkeit, mit ihrem tausendfachen Weh und Leid, und um ihn rauschten die Lobgesänge der himmlischen Heerschaaren und das neue Lied der vollendeten Gerechten, und vor sich schaute er Gott selbst auf seinem Throne und das Lamm zur Rechten Gottes, und aus dem Munde des Ewigen vernahm er Worte des Trostes, die keine menschliche Zunge aussprechen kann. Das war ja freilich eine angenehme Ruhepause für den angestregten Arbeiter, eine erwünschte Erquickung und Labung für den müden Wanderer, ein süßer Liebeskuß des himmlischen Vaters für sein vielgeplagtes Kind auf Erden. Ja, ein herrlicher Trost. Aber das Alles

ging bald wieder vorüber, der Apostel erwachte aus seiner seligen Entzückung und wurde nur zu bald wieder inne, daß er noch ein Pilgrim sei auf dornenvoller Bahn. Und seit jenem Ereigniß sind vierzehn Jahre vergangen, vierzehn lange Jahre, in welchen dem Apostel nichts Aehnliches begegnet war. Zweimal sieben Jahre der Theuerung, in welchen er darauf angewiesen war, von der Erinnerung an jene herrliche Erscheinung zu zehren. Das Gesicht erschien nicht wieder. Dafür stellte sich aber etwas ganz anderes ein. Und was das war, ersehen wir aus den Worten des 7. Verses: „Und auf daß ich mich nicht der hohen Offenbarung überhebe, ist mir gegeben ein Pfahl ins Fleisch, nämlich des Satanas Engel, der mich mit Fäusten schlage, auf daß ich mich nicht überhebe.“ Was mit diesem Pfahl ins Fleisch gemeint sei, wissen wir nicht. Weil ihm aber der Apostel diesen Namen gibt: Pfahl, spitziges Holz im Fleisch, so muß es etwas überaus Peinliches, etwas sehr Schmerzhaftes, es muß ein furchtbares Leiden gewesen sein; ein Leiden, das er so wenig los werden konnte, wie einen tief in das Fleisch hineingetriebenen Dorn. Und dieses Leiden kam direct vom Satan, wie die Leiden Hiobs. Also derselbe, der in das Paradies entzückt war und dort unaussprechliche Worte gehört hatte, mußte sich jetzt die Faustschläge Satans gefallen lassen, und das seit vierzehn Jahren! Armer Paulus, du hattest das Trösten wohl nöthig!

Was thut nun aber der so schwer Geprüfte in solcher Noth? Er betet um Abwendung dieser schrecklichen Plage, um Befreiung von diesem Pfahl im Fleisch. Denn diese Teufelsplage mußte ja seinen ganzen Gnadenstand in Frage stellen, und schien außerdem ganz offenbar die erfolgreiche Ausrichtung seines apostolischen Amtes direct zu hindern. Oder wie konnte er hoffen, mit seiner neuen Lehre Eindruck auf seine Zuhörer zu machen, wenn diese merkten, daß eine finstere, unheimliche Macht dermaßen Gewalt über ihn habe, daß er nur in großer Schwachheit und mit sichtlichcr Anstrengung predigen und seines Amtes warten konnte? Da konnten sie doch unmöglich hohe Begriffe bekommen von der Macht und Liebe des Gottes, den er ihnen verkündigte. Gewiß, diese Plage war unerträglich. Da mußte Gott helfen. So dachte der Apostel. Und in dieser Ueberzeugung fleht er zum HErrn, daß des Satans Engel von ihm weiche. Er betet nicht einmal, sondern dreimal, wie sein HErr in seinem großen Seelenkampf. Er fleht. Und wie mag dieses theure Rüstzeug Gottes gefleht haben. Wie mag er mit Gott gerungen und ihm alle seine Verheißungen vorgehalten haben! Mein Gott, du hast mich gerufen, und ich bin dir nicht ungehorsam gewesen. Ich bin nicht geflohen vor dir, so habe ich auch Menschentage nicht begehrt, das weißt du. Und was ich gepredigt habe, ist recht vor dir. Aus dem Himmel hast du zu mir geredet auf dem Wege nach Damascus. Und siehe, nun schweigst du. Nun trittst du so ferne und verbirgst dich vor mir. O hilf mir, mein Gott! Laß dem Satansengel nicht länger Gewalt über mich, heiße ihn von mir weichen.

So fleht der Apostel in seiner Angst und Bedrängniß. Und was antwortet Gott auf das dreimalige Flehen? Die ersten beiden Male gar nichts. Erst beim dritten Flehen erhält der Apostel eine Antwort. Aber diese lautet abweisend, verneinend. Die Bitte wird nicht gewährt. Des Satans Engel weicht nicht, sondern er fährt fort, den Apostel mit Fäusten zu schlagen.

Und dennoch hat Gott seinen Knecht getröstet. Die wenigen Worte, welche Gott zu ihm gesprochen, haben ihn zufrieden gestellt. Er wiederholt seine Bitte nicht. Er kann sich in seine Lage finden. Welches sind aber die merkwürdigen Worte, die eine solche Wirkung hervorbrachten? Sie bestehen nur aus einem kurzen Satz und lauten nach dem Grundtext: „Es genügt dir meine Gnade.“ Diese Worte enthalten zunächst nicht eine Aufforderung und Ermahnung zur Genügsamkeit, sondern sind vielmehr eine Versicherung, daß der Apostel Gottes Gnade habe und daß diese ihm vollkommen genüge, daß er nicht mehr brauche.

Es ist, wie wenn der Fürst eines großen Reiches einen seiner Beamten beauftragt, seine Länder zu einem gewissen Zweck zu bereisen. Der Beamte macht sich reisefertig und bittet den König um mancherlei Dinge, die er zu seiner Reise für nöthig hält. Er bittet um Mundvorrath, um Waffen, um Begleiter und dergleichen mehr. Aber der Fürst gibt ihm der keins. Er überreicht ihm bloß seine Vollmacht, mit seinem Namen und Siegel versehen, und sagt zu dem Beamten: Das ist genug. Diese Vollmacht genügt dir. Sie verschafft dir alles Nöthige. Du brauchst nicht mehr.

So antwortet Gott auf des Apostels Flehen: Mein lieber Paulus, du bittest mich um Wegnahme der satanischen Plage, weil sie dir unvereinbar mit deinem Gnadenstande und hinderlich in deinem Berufe erscheint. Aber du irrst dich. Trotz deinem Pfahl im Fleisch hast du meine Gnade und diese genügt vollkommen zur Ausrichtung deines Amtes. Du brauchst für jetzt nicht mehr. Bedenke nur, welch ein unaussprechlich hohes Gut meine Gnade ist. Wem ich gnädig bin, dem müssen alle Dinge zum Besten dienen. Wer meine Gunst, mein Wohlgefallen hat, dem müssen auch alle meine Creaturen gut, geneigt, günstig, dienlich und förderlich sein. Weißt du nicht mehr, wie ich dich herausgerissen habe aus deinem Unglauben und aus deinem ungöttlichen Treiben, wie einen Brand aus dem Feuer? Wie, wenn ich dich dir selbst überlassen hätte, damals, als du mit Dräuen und Morden schnaubtest wider meine Jünger? Wie, wenn ich dich hätte fortwandeln lassen auf deinem bösen Wege? Wie, wenn ich über dich gekommen wäre in meinem gerechten Zorn? Aber ich habe es nicht gethan. Wie sich ein Vater über Kinder erbarmet, so habe ich mich über dich erbarmet. Ich bin dir freundlich begegnet und habe dir alle deine Sünden vergeben. Ja, ich habe dich zu meinem auserwählten Rüstzeug gemacht, zu einem Prediger des Evangeliums. Aus dem Allem siehst du: du hast meine Gnade. So laß dir auch an meiner Gnade genügen.

„Es genügt dir meine Gnade.“ Das ist Gottes Trostpredigt für seinen so schwer angefochtenen Knecht. Und dieser war kein vergeblicher Hörer. Er läßt sich an Gottes Gnade genügen. Und mehr als das. Weil er sieht, wie heilsam, wie nützlich und förderlich ihm durch Gottes Gnade dieser satanische Pfahl im Fleisch ist, wie ihn derselbe vor Hochmuth und also auch vor Teufel und Hölle selbst bewahrt, so gewinnt er ihn lieb. Und wie er zuvor drei Mal um Wegnahme desselben gebeten hatte, so versichert er jetzt drei Mal, daß er sich seiner Schwachheit, das heißt, eben seiner Leiden, seiner Anfechtungen rühme.

Wenden wir diese göttliche Trostpredigt auch auf uns an. Wir dürfen das. Denn die Gnade, mit welcher Gott den Apostel Paulus getröstet hat, ist nicht ein Privileg, ein Vorrecht, welches nur dem Apostel zukam, sondern sie ist ein Gut, welches Gott allen Menschen gibt, die es nicht muthwillig von sich weisen. „Es ist erschienen die heilsame Gnade Gottes allen Menschen“, so hören wir's jedes Jahr an Weihnachten verkünden. Wir, die wir glauben, haben dieselbe Gnade, welche St. Paulus hatte, und daß wir auch hinsichtlich der Leiden und Anfechtungen dem Apostel etlicher Maßen ähnlich werden, dafür sorgen unsere Feinde.

Wohl kommt es uns nicht in den Sinn, uns in allen Stücken den hohen Aposteln an die Seite zu stellen. Weder sind wir unmittelbar vom Herrn in unser Amt berufen, noch haben wir ein gleich großes Maß des Geistes wie sie. Unser Amtsbezirk ist nicht die ganze Welt und so trifft uns auch nicht das Vollmaß der apostolischen Leiden und Anfechtungen. Das wissen wir wohl. Aber kraft unsers ordentlichen Berufes sind wir gewißlich in unserm uns zugewiesenen Arbeitsfeld ebensowohl Diener Gottes, wie die Apostel in ihrem weiten Amtsbezirk waren. Und wenn wir nach allen Seiten hin treulich und redlich unsers Berufes warten, so kommen die apostolischen Leiden von selbst. Denn während die falschen Propheten, die ihr eigen Wort führen, während die Miethlinge, die sich selbst weiden, während das große Heer der weltlich gesinnten Prediger, die ruhig und gemächlich mit dem breiten Strome schwimmen und alle Fünfe gerade sein lassen, während diese und ihres Gleichen, diese Menschenknechte, die den Leuten fort und fort predigen, nach dem ihnen die Ohren jucken, die keine Sünde ernstlich strafen und immer Friede, Friede predigen, wo doch kein Friede ist, die nur ängstlich darauf bedacht sind, daß sie bei ihrem Predigen ja niemandes Gefühle verletzen, und die daher nur solche Reden halten, die den Leuten Vergnügen machen, niemals solche, die Buße und Zerknirschung wirken — während alle diese zahllosen falschen Propheten unserer Zeit gute Tage, Ruhe und Frieden haben in dieser Welt, so hat dagegen der treue Prediger nicht nur viel mehr Mühe und Arbeit, sondern, wie Luther sich ausdrückt, „Fahr und Anfechtung“ aller Art zu gewärtigen. Und diese „Fahr und Anfechtung“ kommt, wie bei dem Apostel, theils von denen, die draußen sind, theils, und nicht selten, aber auch von falschen Brüdern. In

dem Leben eines treuen Predigers gibt es gar viele bittere, gallenbittere Stunden, Tage und Nächte; da gibt es Leiden, von welchen nicht bloß die blinde Welt nichts weiß und sieht, sondern auch diejenigen Christen nicht, die das Amt nicht aus Erfahrung kennen, und jener Kreuzträger hat aus der Seele gar mancher Träger des geistlichen Amts gesprochen, wenn er seine Erfahrungen und Empfindungen in diese Reime gefaßt hat:

„Von aller Welt verlassen, von Menschen sehr gehaßt,
 Muß zieh'n ich meine Straßen und schleppen meine Last.
 Die argen Zungen stechen und gönnen mir nicht Ruh,
 Was ich mag thun und sprechen, da schelten sie dazu.
 Sie wollen gar ermorden mir all mein Trost und Freud,
 Sie thun mir auf die Pforten zu großem Herzeleid.“

Noch mehr. Nicht bloß die Menschen, auch der Teufel selbst setzt dem treuen Prediger zu und drangsalirt ihn, so viel er nur kann. Seine giftigsten, mörderischsten Pfeile zielt er nach seinem Herzen, um ihn irre zu machen und ihm das Amt zu verleiden und dessen Frucht zu hindern. Und da geht es dem so schwer angefochtenen treuen Prediger gar oft ähnlich, wie dem Apostel. Er betet wohl in seiner Noth; er betet inständig, anhaltend, immer wieder; aber seine Bitte wird nicht erhört, der Feind weicht nicht, die Anfechtung bleibt, ja, steigert sich wohl noch immer mehr. Wesh soll er sich in solcher Lage trösten?

Ich antworte, er soll sich trösten mit der Trostpredigt, welche Gott einst seinem treuen Knecht in großer Trübsal gehalten hat, und die lautet: „Es genügt dir meine Gnade.“ Auch ihm ruft also Gott zu: Mein Lieber, sei nur getrost, du hast meine Gnade, und diese Gnade reicht vollkommen aus, um dich über allen Wassern der Trübsal zu halten. Denk nicht in deiner Drangsalshitze, daß du von mir verlassen seist. Dem ist nicht so. Ich kenne dich und weiß alle deine Leiden. Du bist mein Kind und ich bin dein Vater. Diese deine Anfechtungen und Leiden sind durchaus kein Beweis dafür, daß ich mich von dir abgewendet habe. Mit nichten. Es bleibt vielmehr bei meiner Verheißung, daß du meine Gnade hast. Ja, ich bin dir gewißlich gnädig, so laß dir denn an meiner Gnade genügen.

So ruft Gott allen treuen Predigern zu in ihren Trübsalen und Anfechtungen. Und was sollen ihm diese antworten? Sie sollen sagen: Ja, Herr, uns genügt deine Gnade. „Ist Gott für mich, so trete gleich alles wider mich.“ „Wenn ich nur dich habe, so frage ich nichts nach Himmel und Erde. Wenn mir gleich Leib und Seele verschmachtet, so bist du doch, Gott, allezeit meines Herzens Trost und mein Theil.“

2.

Nun wohl, höre ich da einen besonders eifrigen Amtsbruder einwenden, das steht nach dem bisher Gesagten ja freilich fest, daß ein Diener Gottes, wenn er nur im lebendigen Glauben steht, und sonst treu ist, auch in den

schwersten Anfechtungen ruhig sein kann in Bezug auf sein Verhältniß zu Gott. Er hat das allerhöchste Gut, Gottes Gnade, und darum kann er selbst unter den Faustschlägen Satans getrost singen: Ich bin bei Gott in Gnaden und in dem Himmel ist mein Theil. Aber, was soll derweil aus seinem Amte, was soll aus den ihm anvertrauten Seelen werden? Diesem eifrigen Amtsbruder ist zu antworten: Habe keine Sorge, mein Lieber. Da wird schon Rath werden. Die armen Seelen kommen nicht zu kurz. Auch diese Sache ruht in guten Händen. Nun, wie denn?

Diese Frage beantwortet Gott mit dem zweiten Satz, mit welchem er den ersten begründet: „Denn meine Kraft ist in den Schwachen mächtig.“ Betrachten wir erst den Sinn dieser Worte. Dieser zweite Satz lautet eigentlich so: „Denn meine Kraft wird vollendet in der Schwachheit.“ Das heißt so viel als: Meine Kraft kommt zu ihrer vollen Entfaltung und Wirksamkeit, gelangt zu ihrem vollen Zweck und Ziel in der Schwachheit. Aus dem Zusammenhang ist klar, daß mit dem Wort Schwachheit gemeint ist: die menschliche Schwachheit, die Schwachheit des menschlichen Werkzeugs, dessen Gott sich bedient zur Ausrichtung des Predigtamts, und der Sinn ist also der: Gerade wenn der Mensch, welcher des Predigtamtes wartet, schwach ist, schwach in Folge von Anfechtungen und Leiden, gerade dann kann und will Gott seine volle Kraft und Macht offenbaren.

Wir kennen ja bereits des Apostels Gedanken. Er glaubte, daß die durch die satanischen Faustschläge verursachte Schwachheit seine Arbeit, seine Wirksamkeit hindere und allen Erfolg unmöglich mache. Aber Gott tröstet ihn mit der Versicherung, daß dem nicht so sei. Er sagt ihm: Meine Kraft ist in deiner Schwachheit mächtig. Damit erinnert er ihn erstlich daran, daß keine menschliche Kraft, sondern seine, des allmächtigen Gottes Kraft, allein es sei, welche bei der Bekehrung und Seligmachung der Menschen alles wirket, thut und schafft. Und sodann sagt ihm Gott mit diesem tröstlichen Zuspruch, daß seine göttliche Kraft in ihrer ganzen göttlichen Größe und Herrlichkeit gerade dann sich vollkommen offenbaren könne, wenn das Werkzeug, dessen er sich bedient, schwach, ganz augensällig schwach sei.

Wenn Gott einem gewaltigen Riesen einen schwachen Knaben gegenüber stellt, und jenen durch diesen erschlägt, so offenbart er seine göttliche Kraft viel deutlicher und handgreiflicher, als wenn er einen Riesen durch einen andern erschlägt.

Man liest in der Weltgeschichte von großen Feldherren, welche oft mit einem kleinen Heer ungeübter Soldaten glänzende Siege über große, kriegsgeübte Heere davon getragen haben. Da zeigte sich so recht die Meisterschaft des Feldherrn. Je kleiner und geringer die Hülfsmittel waren, die ihnen zu Gebote standen, desto deutlicher trat die geistige Kraft und Ueberlegenheit solcher Feldherren über den Gegner hervor.

So will Gott zu dem Apostel sagen: Meine Kraft zeigt sich gerade am

glänzendsten in deiner Schwachheit. Du fühlst wohl deine Plage und deine Schwachheit, und da meinst du, daß du nicht im Stande seiest, mir Seelen zu gewinnen und mein Reich auszubreiten. Aber darin irrst du. Deine Schwachheit soll dein Werk nicht hindern. Dafür will ich sorgen. Ich, mit meiner alles vermögenden Kraft. Diese meine Kraft soll in deiner Schwachheit mächtig, wirksam sein, daß dein Werk unaufhaltsam fortgehe und das von mir gesetzte Ziel erreiche. Nichts, nichts soll meine Kraft in ihrer Entfaltung und Wirksamkeit hindern und aufhalten. Gerade in deiner Schwachheit feiert sie ihre herrlichsten Siege und zeigt sich in ihrer ganzen Vollkommenheit. So wenig daher die Faustschläge Satans dich irre machen dürfen an deinem Gnadenstand und an deinem apostolischen Beruf, ebensowenig gibt dir deine Schwachheit Ursache, an dem Erfolg deiner Arbeit zu verzagen. Denn meine göttliche Kraft allein ist es, welche die Seele des Menschen der Gewalt des Teufels entreißt und einführt ins ewige Leben. Da kann deine Kraft nichts dazu, und deine Schwachheit nichts davon thun. Diese ist für mich also kein Hinderniß. Wohl aber setzen mir diejenigen viele und große Hindernisse entgegen, welche sich bilden, daß ihre eigene Kraft und Macht etwas vermöge. Da kann sich meine Kraft nicht frei entfalten, kann ihren vollen Zweck und ihr Ziel nicht erreichen. Sei darum nur getrost, lieber Paulus, und laß dich deine Schwachheit nicht anfechten: du bist mir ein auserwähltes Rüstzeug. Ich habe mir vorgenommen, durch dich mein Reich auszubreiten und meinen Namen vor den Heiden zu verherrlichen und das wird auch gewißlich geschehen, dem Teufel und allen Feinden zum Troß, denn meine Kraft ist in deiner Schwachheit mächtig.

So tröstet Gott den Apostel. Ein herrlicher Trost!

Des Apostels Freude und Zuversicht wird aber noch vermehrt, wenn er sich die Person genauer ansieht, welche so tröstlich aus dem dritten Himmel zu ihm gesprochen hat. Denn wer ist es, dessen Kraft in Pauli Schwachheit mächtig ist? Das erfahren wir aus diesen Worten: „Darum will ich mich am allerliebsten rühmen meiner Schwachheit, auf daß die Kraft Christi bei mir wohne.“ B. 9 b. „Die Kraft Christi“ ist es also, die in ihm mächtig ist. Das ist für den Glauben überaus wichtig. Denn das ist ja die Kraft dessen, der bereits alle dem theuren Apostel entgegenstehenden Feinde glorreich überwunden hat. Von der Welt sagt er selbst: „Seid getrost, ich habe die Welt überwunden.“ Dem Teufel, der alten Schlange, hat er den Kopf entzwei getreten. Vom Tode wissen wir, daß er des Todes Tod geworden, und von der Hölle singt die Kirche seit der Auferstehung: „Hölle, wo ist dein Sieg?“ Und von allen feindlichen Mächten insgesammt sagt die Schrift, er habe ausgezogen die Fürstenthümer und Gewaltigen und sie zur Schau getragen öffentlich und einen Triumph aus ihnen gemacht durch sich selbst. Dieser mit Preis und Ehre gekrönte Siegesheld also ist es, der dem Apostel tröstlich zuruft: Meine Kraft ist in deiner Schwachheit

mächtig. Nun, da kann's ihm freilich nicht fehlen. Hat er einen solchen Verbündeten, so muß er jeden Feind bezwingen, muß jedes Feld behalten.

So weiß Gott den angefochtenen Apostel zu trösten. Daß aber diese tröstliche Zusicherung des HErrn gegen seinen Knecht wirklich ausgeführt worden ist, das hat die Folgezeit reichlich bestätigt. Denn, lesen wir die Berichte von der Arbeit des theuren Apostels, so müssen wir voll Verwunderung ausrufen: Groß und erstaunlich waren die Erfolge Pauli in der Heidenwelt. Niemals sind gesegnetere Reisen unternommen worden, als die Missionsreisen des Apostels Paulus. War Kleinasien, Griechenland, Italien vorher in geistlicher Beziehung einer dünnen, wasserlosen Wüste gleich, so sproßten jetzt überall, wo Pauli Fuß den Boden berührte, die lieblichsten Blumengefilde, die herrlichsten Fruchtfelder. Ueberall entstanden blühende Christengemeinden und herrlich erfüllt war des Propheten Weissagung: „Die Wüste und Einöde wird lustig sein und das Gefilde wird fröhlich stehen, und wird blühen wie die Lilien. Sie wird blühen und fröhlich stehen in aller Lust und Freude. Denn die Herrlichkeit des Libanon ist ihr gegeben, der Schmuck Carmels und Saron's. Sie sehen die Herrlichkeit des HErrn, den Schmuck unsers Gottes.“ Der herrliche Baumschmuck des Libanon, der reiche Grasschmuck des Berges Carmel und der unvergleichliche Blumenschmuck der Saronsebene, also jeder nur denkbare Schmuck, jede Auszeichnung, Pracht und Schönheit wurde den vormals öden, schmucklosen Wüsteneien verliehen. „Sie sind reich gemacht an allen Stücken, in aller Lehre, in aller Erkenntniß, also, daß sie keinen Mangel haben an irgend einer Gabe“, das ist die Beschreibung jener ersten von Paulo gegründeten Gemeinden. Wahrlich, da sah man die Herrlichkeit des HErrn, den Schmuck unsers Gottes. Eine selige Zeit, das Jahr des HErrn, der Tag des Heils brach an, wo nur Pauli Stimme erschalle. So schwach dieses Werkzeug vor Menschen auch war, Christi Kraft war mächtig in ihm und seiner Predigt, und der Strom dieser Friedenspredigt, ausgehend von Jerusalem, fluthete unaufhaltsam, mächtig sich selbst Bahn brechend, westwärts bis Ephesus, Athen und Rom, und überströmend die Mauern der Welthauptstadt ergoß er sich über das ganze weite Gebiet des damaligen Abendlandes. Und wenn wir lesen, daß gegen das Ende des ersten Jahrhunderts bereits ein großes Gottesreich bestand, das über 200,000 Bekenner zählte von Indien bis zum Tajo in Spanien, so wissen wir, daß die Arbeit des so schwer angefochtenen Apostels Paulus den bei weitem größten Theil zu diesen wunderbaren Erfolgen beigetragen hat. Ja, wahrlich, Christi Kraft war in dem schwachen Paulus mächtig.

Wenden wir, zum Schlusse eilend, auch diesen zweiten Theil der göttlichen Trostpredigt noch auf uns an, geliebte Brüder im Amte.

Es ist böse Zeit. So hat es von jeher geheißt. Aber sicherlich niemals konnte man das mit mehr Recht sagen, als jetzt. Denn obwohl unsere Zeit auch ihr Gutes, viel Gutes hat im Vergleich mit andern Zeiten, so ist

die jetzige Zeit doch ohne Zweifel böse, sehr böse. Es ist ja die letzte Zeit. Bald wird unser Herr in seiner Herrlichkeit erscheinen, und allem Jammer der Welt ein ewiges, schreckliches und tröstliches Ende machen. Eben deshalb rafft aber der Teufel noch alle seine Kraft und Macht zusammen, um der Kirche den Garaus zu machen. Und wir Kinder dieser letzten Zeit sind Zeugen und sehen vor Augen, wie dieser Erzfeind unsers Herrn überall seine Streitkräfte sammelt und ordnet und zum Kampf anführt gegen die heilige Stadt. Und zwar mit furchtbarem Ernst.

Durch die Kunst gottvergessener Schriftgelehrten läßt er seine teuflischen Minengänge graben, um den Grund aufzureißen, auf welchem die Mauern dieser Stadt erbaut sind. Durch die Regionen der falschen Kirchen und falschen Christen legt er zahllose Strickleitern an ihre Mauern, und durch die unübersehbaren Heeresmassen gottentfremdeter Vereinigungen aller Art geht er auf der ganzen Linie zum entschlossenen Angriff, zum Sturme selbst vor. Dieser große Rebell ruft jetzt alle zum Kampfe auf. Er hebt, sozusagen, jeden Einzelnen zum Landsturm aus, im ganzen Lande, auf der ganzen Erde. Und Alles läuft und rennt und läßt sich einreihen unter die schwarzen und rothen Fahnen. „Groß Macht und viel List sein grausam Rüstung ist, auf Erd ist nicht seins Gleichen.“

Und diesem furchtbaren Ansturm sollen wir Prediger, als die ersten im Treffen, uns entgegenstellen. Gegen eine solche Uebermacht sollen wir kämpfen! Das ist ja ein aussichtsloses Unterfangen, eine von vorne herein verlorne Sache!

Ja, daran ist allerdings etwas Wahres. Wir räumen es unverhohlen mit unserm seligen Vater Walther ein: „Wir armen paar Prediger werden die Sündfluth der letzten Zeit nicht aufhalten; sie wird laut der Weissagungen der heiligen Schrift endlich Alles bedecken und verschlingen.“ So hat der theure Mann in seiner Pastoreale geschrieben und das bekennen auch wir. Wir wiegen uns also keineswegs in sanguinischen Hoffnungen, die sich nicht erfüllen. Wir wissen wohl, wir werden diese letzte Zeit nicht besser machen; sie wird im Gegentheil immer böser werden. Das Verderben wird immer mehr überhand nehmen, und je älter wir werden, um so mehr werden wir es inne werden und erfahren, wie schwach, wie unvermögend wir sind, diesen Strom des Verderbens, diese Alles verschlingende, Alles bedeckende Sündfluth der Gottlosigkeit aufzuhalten. Ja, die Ansehung des Propheten wird mit der Zeit immer öfter, immer näher an uns herantreten, als arbeiteten wir vergeblich und brächten unsere Kraft umsonst und unnützlich zu. Das räumen wir bereitwillig ein.

Dennoch sollen wir nicht verzagen und, an allem Erfolg verzweifelnd, die Hände in den Schooß legen und kommen lassen, was nun einmal nicht abzuwenden ist. Gott bewahre uns vor einer solchen Resignation, vor einem solchen Aufgeben des Kampfes, vor einer solchen Verzichtleistung auf den Sieg. Wir haben keine Ursache dazu. Nein, noch lange nicht!

Denn wenn wir auch den in den Abgrund fließenden Strom des Weltlaufs nicht aufzuhalten vermögen, so können wir doch als die berufenen Menschenfischer gar manche dem ewigen Verderben zutreibende Seele aus jenem Strome herausfischen und hinüberretten ins ewige Leben. Und was uns bei solcher Arbeit Muth einflößt und auf Erfolg hoffen läßt, ist das Wort des HErrn: Meine Kraft ist in den Schwachen mächtig. Das ist uns ein theures Wort.

Die alten Heiden hielten denjenigen für stark und unüberwindlich, welcher eine von den Göttern selbst verfertigte Rüstung trug. Das war leere Fabel. Aber ein Prediger des Evangeliums kann sich in Wahrheit dessen rühmen, daß er stark, sieghaft und unüberwindlich ist. Denn er kämpft in einer Rüstung, die ihm Gott selbst gegeben hat, er kämpft in seines Gottes Kraft, denn dieser gibt ihm die Zusicherung: Meine Kraft ist in den Schwachen mächtig.

Welch reicher Trost liegt für uns arme Prediger in diesen Worten! Christus selbst, der da heißt Wunderbar, Rath, Kraft, Held (= starker Gott), will unsere Kraft und Stärke sein. Sind wir nur treu in der Ausrichtung unsers Amtes und verlassen wir uns nicht auf unsere eigene Kraft und Kunst, Weisheit und Geschicklichkeit, so leiht er uns seine alles vermögende Kraft und arbeitet, wirkt, kämpft und streitet für uns; da läßt er seine göttliche Kraft und Macht zu ihrer vollen Entfaltung und Wirksamkeit kommen, läßt sie sich offenbaren in ihrer ganzen göttlichen Größe und Herrlichkeit. Da schauen wir Wunder in unserer Berufsarbeit. Da werden wir schwache, von der Welt so verachtete und mißhandelte Werkzeuge zu Helden, vor denen sogar der Satan weichen muß. Da drängen wir diesen starken Gewaffneten zurück, Schritt für Schritt, werfen ihn aus seinen festesten Positionen und erobern ein Feld nach dem andern. Da machen wir manche dürre Wüstenei zu einem blühenden Gottesgarten voll von Bäumen der Gerechtigkeit zum Preise des HErrn. Da sind wir nicht mehr die unnützen, ja schädlichen Menschen, wofür die Welt uns ausschreit, sondern wir werden die rechten, eigentlichen und großen Wohlthäter der Menschheit, die Segen stiften nicht bloß für die Zeit, sondern für die Ewigkeit. Ja, da erweisen wir uns als die rechten, erfolgreichen Menschenfischer; während das Heer jener weltförmigen, weltflugen Männer, deren ganze pastorale Weisheit darin besteht, daß sie möglichst gut mit der Welt auskommen, Fischer sind, die nichts fangen, Kohlen, die Andere nicht entzünden, Bäume, die keine Frucht bringen. Laßt uns ihnen nicht gleichen. Laßt uns vielmehr unsere Schwachheit, unser Unvermögen täglich mehr erkennen, aber zugleich auch täglich fester im Glauben ergreifen und anziehen jene Kraft, die in unserer Schwachheit mächtig ist, eingedenk des bekannten Wortes unsers lieben Luther: „Wollt ihr stark sein und unüberwindlich, so laßt den HErrn Christum eure Stärke sein.“ Ja, hier liegt das Geheimniß unserer Stärke, hier sind die starken Wurzeln unserer Kraft! Ist Christus unsere Stärke, so verrichten

wir in unserm Amte Thaten, gegen welche auch die gefeiertsten Thaten weltberühmter Generale und Staatsmänner in den Schatten gestellt werden. Diese bauen besten Falls nur irdische Reiche und schaffen Nutzen für die irdische Wohlfahrt der Menschen; wir aber bauen ein ewiges Reich und verhelfen unsern Mitmenschen zu ewiger Glückseligkeit. Wenn du daher, mein lieber Bruder, im Namen des HErrn die Werke deines Berufes verrichtest; wenn du in der Kraft des HErrn hintrittst an ein Krankenbett und, mit dem Schwert des Geistes in der Hand, einem armen Schwächer einen seligen Eingang in das Paradies erkämpfen hilfst; oder wenn du, Reiseprediger, an einem Sonntag-Morgen mit deinem Kößlein durch die einsame Prairie dahinfährst, um armen Glaubensgenossen das Brod des Lebens zu brechen, oder wenn du, mein Bruder, im Namen des HErrn auftrittst und von der Kanzel herab sein Wort lauter und rein mit Beweisung des Geistes und der Kraft verkündigst, so verrichtet ihr gewißlich große, herrliche Thaten, die euch den Schmuck ewig leuchtender Ordenssterne einbringen werden. Seid ihr auch schwach für euch selbst, Christi, des ewigen Gottes Kraft, wirkt durch euch.

„Meine Kraft ist in den Schwachen mächtig.“ Das Wort sei daher unser Trost in unserer mannigfachen sauren Amtsarbeit. Dieses Wort gehe immer als leuchtender Leitstern vor uns her. Dieses Wort richte uns auf, wenn wir keinen Erfolg sehen und muthlos werden wollen; ja, dieses Wort sei die Sonne, welche unsere ganze Amtsführung erhellt und verklärt, bis der HErr, der uns unser Amt anbefohlen hat, es uns wieder abnimmt und uns an den Ort bringt, wo wir keine pastorale Trostpredigt mehr brauchen, weil wir ihn, „aller Heiden Trost“, selbst schauen werden von Angesicht zu Angesicht in ewiger Freud und seligem Licht. Amen.

J. F.

Antrittspredigt über Ps. 119, 32.

In Christo Jesu, unserm theuren Heilande, herzlich geliebte Zuhörer, insonderheit ihr Mitglieder dieser evangelisch-lutherischen Gemeinde!

Dieser heutige Sonntag ist zwar im Kalender nicht vor andern Sonntagen gekennzeichnet, und doch ist derselbe ein gar bedeutungsvoller und höchwichtiger Tag für euch, ihr lieben Glieder dieser Gemeinde, und für mich, euren nunmehrigen Prediger und Seelsorger. Wir sind in ein neues und inniges Verhältniß zu einander eingetreten. Gott der HErr hat uns auf eine besondere Weise zusammen geführt und an einander geknüpft. Dieses innige Verhältniß soll nun zum Ausdruck kommen, indem ich heute zum ersten Male von dieser eurer Kanzel aus als der Surige zu euch rede, und ihr mir zum ersten Male als meine Pfarrkinder zuhöret. Es soll also

unser gegenseitiges Verhältniß heute seinen öffentlichen Anfang nehmen, nachdem es thatsächlich bereits mit meiner Annahme eures Berufes begonnen hat. So stehen wir denn heute am Anfange unsers Zusammenlebens und Zusammenwirkens im Weinberge des HErrn an diesem Orte. Da soll uns aber gewiß nicht einerlei sein, wie wir hiebei anfangen. Wenn gleich ein altes Sprüchwort lautet: „Ende gut, alles gut“, so ist damit doch keineswegs gesagt, daß nicht auch an einem guten Anfang viel gelegen sei. Dem stimmt ihr gewiß bei. Dann werdet ihr es aber mit mir für passend und ersprißlich halten, wenn wir nun zu Beginn unserer gemeinsamen Pilgerfahrt uns die Frage vorlegen:

Wie wollen wir heute mit einander anfangen?

Nach Maßgabe unsers Textes sei hierauf geantwortet:

1. Indem wir uns an den Trost Gottes halten,
2. indem wir den festen Vorsatz fassen, zu laufen den Weg seiner Gebote.

1.

Meine Lieben! Indem David in unserm Texte spricht: „Wenn du mein Herz tröstest“, will er mit diesem „Wenn“ keineswegs den Trost Gottes aufs Ungewisse ziehen. Er weiß vielmehr recht wohl, und ist gewiß, daß ein Jeder bei Gott Trost findet, der ihn dort wirklich sucht. In seinem wahrhaftigen Worte, das nimmer fehlet, hat Gott durch mancherlei gnädige und gewisse Zusage eine über die Maßen reiche Quelle des Trostes für alle Lagen dieses Lebens aufgethan. Diesem trostreichen Worte Gottes laßet uns heute unsere Herzen zuwenden. Aus diesem Brunnlein, das Wassers hat die Fülle, laßet uns heute und forthin geistliche Erquickung schöpfen.

Hier könnte nun Einer denken: Trost ist doch etwas, das die Traurigen bedürfen. Es soll aber doch der heutige Tag nicht ein Tag der Trauer, sondern eher der Freude, der Hoffnung, der Begeisterung sein. Wo aber, ihr Lieben, soll wahre Freude, gegründete Hoffnung und rechte Begeisterung herkommen, wenn wir das Trostbrunnlein Gottes in seinem Worte nicht hätten und wir nicht daraus schöpfen könnten?

Ein Amt ist mir anvertraut, gar hoch und heilig; das soll ich unter euch ausrichten. Ich aber bin nur ein armer, elender, sündhafter Mensch. Schaue ich auf meine eigene Würdigkeit zu solchem Amte, so muß ich ausrufen: „Wehe mir, ich vergehe, denn ich bin unreiner Lippen.“ Aber da schallt es mir aus Gottes Trostwort entgegen: „Das Blut Jesu Christi, des Sohnes Gottes, macht uns rein von allen Sünden.“ „Siehe, hiemit sind deine Lippen gerührt, daß deine Missethat von dir genommen werde, und deine Sünde versöhnet sei.“

Schwer ist dieses Amt; sehr schwer. Es gehört gar viel dazu, es recht zu führen, mehr, als mancher denkt. Angesichts desselben ruft der große

Apostel Paulus aus: „Wer ist hiezu tüchtig?“ Wie bin ich selber aber doch ein so schwacher Mensch! Kommt es auf mein Können an, so bin ich der mir gestellten Aufgabe nimmermehr gewachsen. Dann steht von vorneherein fest, daß ich nichts ausrichten werde. Aber da schaue ich wieder hinein in das trostreiche Wort göttlicher Zusage, und erfahre daraus, daß Gott selber seine berufenen Boten tüchtig macht, das ihnen befohlene Amt des neuen Testaments zu führen; daß seine Gnade gerade in den Schwachen mächtig ist, daß er selber mit und bei seinen Knechten sein will.

Aus eigener Erfahrung weiß ich, daß es diesem Amte nicht an Kreuz mangelt. Und wie wird doch dieses Amtskreuz oft gar so schwer und zu Boden drückend. Wie viel Widerwärtigkeit, wie viel Undank, wie manches harte Urtheil, wie viel Falschheit und Anfeindung muß ein Prediger des Evangeliums oft mit in Kauf nehmen, wenn er sein Amt treu und redlich ausrichten will. Was mir in dieser Hinsicht hier bevorstehen mag, weiß heute Gott allein. Da wäre wohl Veranlassung, ängstlich zu fürchten, bange zu sorgen und zu zagen. Aber da weiset mich der Gott alles Trostes auf die Krone des Lebens, so er in seinem Worte verheißen hat; auf die Herrlichkeit, die an uns soll offenbaret werden, mit welcher auch die größten Leiden dieser Zeit keinen Vergleich werth sind. — Sehet, im Hinblick auf diese tröstlichen Zusagen Gottes, an die ich mich heute festklammere, ist es, daß ich mein Amt unter euch auszurichten anfange.

Indem ich aber selber aus dem Trostbrünnlein Gottes für meine Person schöpfe, komme ich heute zu euch als ein Trostverkündiger, um auch euch aufzurichten und getrost zu machen. Als ein solcher weise ich euch vor allen Dingen hin auf Jesum Christ, den Gefreuzigten, den Heiland der Sünder, der uns von Gott gemacht ist zur Weisheit, zur Gerechtigkeit, zur Heiligung und zur Erlösung, und verkündige euch die Botschaft: „Also hat Gott die Welt geliebet“ — auch ein jedes unter euch —, „daß er seinen eingeborenen Sohn gab, auf daß alle, die an ihn glauben, nicht verloren werden, sondern das ewige Leben haben.“ Was meint ihr wohl, mit welcher Absicht hat Gott euch wieder einen auf sein reines Wort verpflichteten Prediger durch ordentlichen und rechtmäßigen Beruf zugeführt? Doch gewiß, weil er sein reines, seligmachendes Wort euch auch fernerhin geben und erhalten und euch dadurch zum ewigen Leben führen will. Indem er euch das Amt erhält, das die Veröhnung predigt, bestätigt er das Wort: „Ich weiß wohl, was ich für Gedanken über euch habe, spricht der Herr, nämlich Gedanken des Friedens und nicht des Leides, daß ich euch gebe das Ende, deß ihr wartet.“ — Ihr seid hier nur ein ganz kleines Häuflein, umgeben von mancherlei Secten. Seid aber gewiß, daß ihr des Herrn hochtröstliche Verheißung auf euch beziehen dürfet: „Fürchte dich nicht, du kleine Heerde, denn es ist eures Vaters Wohlgefallen, euch das Reich zu geben.“ Von Schwestergemeinden seid ihr örtlich weit abgelegen und stehet auch in dieser Hinsicht vereinsamt da. Aber ihr habt den Herrn Christus mit euch, der

da verheißet: „Wo zween oder drei versammelt sind in meinem Namen, da bin ich mitten unter ihnen“, und: „Siehe, ich bin bei euch alle Tage, bis an der Welt Ende.“ So oft des HErrn reines Wort unter euch erschallt, auch wenn es von euch gelesen oder im Herzen überdacht wird, hört ihr den HErrn selber. Zu seinen rechten Predigern spricht er ja: „Wer euch höret, der höret mich.“ Geht aber des HErrn reines Wort unter euch im Schwange, so bleibt solches nimmer vergeblich. Es wird Frucht bringen; Gottes Reich wird unter euch gebauet werden; es werden Kinder Gottes geboren werden; ihr werdet im wahren Glauben gestärket und zum ewigen Leben erhalten werden. So spricht der HErr von seinem Worte: „Gleichwie der Regen und Schnee vom Himmel fällt und nicht wieder dahin kommt, sondern feuchtet die Erde und macht sie fruchtbar und wachsend, daß sie gibt Samen zu säen und Brod zu essen: also soll das Wort, so aus meinem Munde gehet, auch sein. Es soll nicht wieder leer zu mir kommen, sondern thun, das mir gefällt, und soll ihm gelingen, dazu ich es sende. Denn ihr sollt in Freuden ausziehen und im Frieden geleitet werden.“ — „Ich will dich nicht verlassen, noch versäumen“, spricht der HErr. Dies Wort gilt jedem unter uns, euch und mir. Lasset uns denn auch alle es heute besonders zu Herzen nehmen, und darauf hin getrosten Muthes Hand in Hand den uns vorgezeichneten gemeinsamen Pfad betreten.

2.

„Wenn du mein Herz tröstest, so laufe ich den Weg deiner Gebote.“ Ist Gottes Trost in unsere Herzen kommen und hat dieselben aufgerichtet, so folgt daraus allemal eine Willigkeit, auf Gottes Wegen zu wandeln, Gottes Willen zu thun. Darum lautet die Antwort auf die Frage: „Wie wollen wir heute mit einander anfangen?“ zweitens: Indem wir den festen Vorsatz fassen, zu laufen den Weg der Gebote Gottes. Wohlan, sei das denn auch heute unser aller ernstster und fester Vorsatz.

Die Summa aller Gebote Gottes ist, wie ihr wohl wisset, die Liebe. Nun denn kund worden ist die große Liebe Gottes zu uns armen Sündern, der auch seines eigenen Sohnes nicht verschonet, sondern ihn für uns alle dahingegeben hat; die Liebe unsers HErrn und Heilandes Jesu Christi; der sich zu unserer Erlösung am Stamme des Kreuzes dahingepflegt: da soll es billig in unsern Herzen heißen: „Lasset uns ihn lieben, denn er hat uns zuerst geliebet.“ Ist aber die Liebe Gottes in unsere Herzen eingezogen, so werden wir begierig sein, Gottes Willen in allen Stücken auszurichten. Der Psalmist redet in unserm Texte von einem Laufen auf dem Wege der Gebote Gottes. Da ist kein träges Schleichen, kein faumseliges Bögern, kein unentschlossenes Zaudern, sondern ein lebendiges, reges Streben, ein eifriges Laufen. Laufen sollen wir, eifern, Fleiß anthun in allem, so Gottes und unsers Heilandes ist. Sei das heute unser fester Entschluß.

Im Geiste sehe ich ihn vor mir, den Mann mit den Nägelmalen an Händen und Füßen und der tiefen Wunde in der Seite, der einst dort am Ufer von Genesareth leiblich vor seinem Petrus stand. Aus seinen Wunden redet eine Liebe, o wie groß und unbefchreiblich! Sie redet auch zu mir. Und der todt war, doch nun lebet, stellet auch an mich die Frage: „Hast du mich lieb?“ Da muß ich, eingedenk der Schwachheit meiner Liebe, mich tief in die Seele hinein schämen. Wie ein zweischneidig Schwert fährt mir's durchs Herz, daß ich ihn so wenig nur geliebet. Doch spreche ich: „Herr, du weißest alle Dinge; du weißest, daß ich dich lieb habe“, wenn auch nur in großer Schwachheit noch. Spricht er zu mir: „Weide meine Lämmer; weide meine Schafe.“ „Predige das Wort, halte an, es sei zu rechter Zeit, oder zur Unzeit; strafe, dräue, ermahne mit aller Geduld und Lehre.“ „Weide dich als ein guter Streiter Jesu Christi.“ Nimm dein Kreuz auf dich und folge mir nach. Werde ein Vorbild der Heerde. „Sei getreu bis an den Tod“ — da antworte ich ihm denn: O, du mein theurer Herr und Heiland, weil du so willst, so will ich auch. Gib mir doch deines Geistes Kraft, daß zu dem Wollen auch das Vollbringen komme. Hilf, Herr!

Ihr aber, meine lieben Zuhörer, seid ihr nicht Gottes Schuldner eben so, wie ich? Sollte das, was der Gott alles Trostes euch bietet, nicht auch euch ein Beweggrund sein, zu laufen den Weg der Gebote Gottes? Was will aber Gott von euch, indem er mich, seiner geringsten Knechte einen, euch zum Prediger und Hirten gesetzt hat? Sicherlich doch, daß ihr meines Dienstes treulich und fleißig brauchet. Dazu gehört denn vor allem, daß ihr euch mit allem Fleiße zu den öffentlichen Gottesdiensten efindet, Gottes Wort zu hören. Wenn eine Botschaft vom Herrn ausgerichtet werden soll, sollt ihr sie doch gewiß auch hören wollen. Wer Gott liebet, der liebet auch Gottes Wort also, daß er sich mit allem Fleiße dazu hält. Und weil zum Worte Gottes auch die heiligen Sacramente gehören, so sollt ihr auch diese treulich brauchen. Es ist aber nicht genug, daß man Gottes Wort äußerlich höre. Eben weil es Gottes Wort ist, gilt es, auch darauf zu merken, und es zu Herzen zu nehmen. Ist euch an Gottes Wort wirklich etwas gelegen, so leistet nicht falscher Lehre Vorschub durch Gleichgültigkeit in Lehrsachen, oder gar durch Betheiligung an falschgläubigen Gottesdiensten. Einem jeden soll daran gelegen sein, daß die Gemeinde in Frieden und Eintracht aufgebaut werde, denn wo diese fehlen, muß viele Mühe des Predigers vergeblich bleiben. „Gehorchet euren Lehrern“, sagt die Schrift, „und folget ihnen; denn sie wachen über eure Seelen, als die da Rechenschaft dafür geben sollen, auf daß sie das mit Freuden thun, und nicht mit Seufzen; denn das ist euch nicht gut.“ „Habt sie desto lieber um ihres Werkes willen und seid friedsam mit ihnen.“ Selbstverständlich sollt ihr euren Prediger in eure Gebete einschließen, auf daß seine Amtsführung eine in jeder Hinsicht gesegnete sei. So viel auf euch ankommt, sollt ihr ja zu sehen, daß das öffentliche Predigtamt unter euch fort bestעה, und nicht etwa

durch Lausheit oder sonstiges Verschulden schließlich unter euch eingehe und euch abhanden komme. Wie ihr durch die göttliche Predigt angewiesen werdet, euch auch durch euren Wandel als Christen und Kinder Gottes zu erweisen, so soll auch euer ernstes Bestreben sein, solcher Weisung wirklich nachzuleben.

Solchen Vorsatz habt ihr lieben Mitchristen gewiß schon in früheren Zeiten gefaßt und öfters erneuert. Er ist also nichts Unerhörtes. Diese gegenwärtige Gelegenheit sei uns nur eine Veranlassung, ihn festen Muthes und mit aller Entschiedenheit wieder zu fassen. Ich verseehe mich wenigstens dessen zu euch, daß ihr solches thun werdet. So wir aber mit solchem Vorsatz heute mit einander anfangen, und solchem Vorsatz entsprechend fortfahren, wird Gottes Segen gewiß nicht ausbleiben. Das wird sich wohl schon hier auf Erden zeigen, völlig aber, wenn wir einst als die Erlösten des Herrn werden wieder kommen, und werden kommen zum himmlischen Zion mit Jauchzen. So sei denn unsere heutige Losung das Wort des Psalmisten, Ps. 119, 106.: „Ich schwöre, und will es halten, daß ich die Rechte deiner Gerechtigkeit halten will.“ Gott aber verleihe uns dazu Muth, Kraft und Beständigkeit bis an das Ende, um Jesu Christi willen. Amen.

R. F. K—f.

Beichtrede über Sprüchw. 28, 13.

„Es ist das Herz ein troziges und verzagtes Ding“, sagt die Schrift. Das ist Gottes Urtheil über die Herzen der Menschen. So sind sie geartet, bald trozig, bald verzagt. Trozige und verzagte Herzen finden sich daher auch noch unter den Christen, auch unter denen, die zur Beichte und zum Abendmahl kommen. Und jeder dieser beiden Zustände ist für einen Beichtenden nicht gut, sondern gar hinderlich, daß beides, Beichte und Sacrament, ihm keinen Nutzen bringen. Damit dies nun heute bei keinem von euch geschehe, damit ich wenigstens an meinem Theile alles thue, dieser verderblichen Gesinnung zu steuern, so daß ihr weder als trozige noch als verzagte Sünder von hinnen gehet, so laßt mich euch jetzt ein Wort Gottes vorhalten und etwas erklären und anwenden, welches sowohl wider den Troß als auch wider die Verzagtheit des Herzens gerichtet ist. Es ist 2c. „Wer seine Missethat leugnet, dem wird's nicht gelingen; wer sie aber bekennet und läßt, der wird Barmherzigkeit erlangen.“

1.

„Wer seine Missethat leugnet, dem wird's nicht gelingen.“ Wer seine Missethat leugnet, das ist ein Mensch, der Missethat hat, der schuldig erfunden ist vor Gott und seinem Gewissen. Aber er will es nicht erkennen, will sich nicht schuldig geben, will der Sünder nicht sein, der er ist. Er will sich nicht vor Gott demüthigen, will sich unter das

Urtheil seines Gewissens, unter das Urtheil des heiligen, allwissenden Gottes in seinem Wort nicht beugen. Sind das nicht trozige Herzen, die sich also wider das Urtheil Gottes und ihres Gewissens setzen? Solche Leute waren z. B. einst die Pharisäer. Wenn der Herr ihnen ihre Sünden vorhielt und sie überführte, so erschrafen sie nicht, sondern waren sicher und frech genug, dem Herrn zu widersprechen. — Was sagt unser Text von solchen Leuten? Es werde ihnen nicht gelingen. Sie werden damit bei Gott nicht durchkommen. Denn Gott ist ein allwissender Gott, dem niemand etwas ableugnen oder verhehlen kann. So werden sie auch keine Barmherzigkeit erlangen. Zwar ist Gott auch gegen solche Menschen barmherzig. Hat er doch auch für sie seinen Sohn gegeben und denselben für ihre Missethat büßen lassen. Und auch jetzt geht ihm ihr Elend noch zu Herzen und er möchte so gerne ihnen helfen. Aber weil sie so trozigen Herzens sind, erlangen sie keine Barmherzigkeit. Die Barmherzigkeit kann sich ihnen gar nicht mittheilen. Sie bleiben daher ohne Barmherzigkeit. Sie werden ihre Sünden nicht los, dieselben werden auch nicht etwa wenigstens kleiner und geringer, weil sie ja doch an der heiligen Handlung theilnehmen. Nein, ihre Sünden bleiben auf ihnen sammt dem Fluch, der auf denselben lastet, als ob es gar keine Barmherzigkeit Gottes gäbe. O arme, beklagenswerthe Menschen!

So prüfen wir uns denn, ob nicht jemand unter uns ein solcher troziger Sünder ist. Das wird zwar keiner von uns behaupten wollen, daß er gar keine Sünde habe. Wir sind alle Sünder, das leugnen wir nicht. Aber siehe zu, ob du nicht doch gerade die Sünde leugnest, die du vor allem erkennen und bekennen solltest, die Sünde, um welcher willen dein Bruder dich auch etwa schon vergeblich gestraft hat, die Sünde, welche dir vor andern noch anklebt und der du heimlich dienst. Da ist vielleicht einer unter euch, der reich werden will, der darum das Herz voll Sorgen hat und sich immer vergeblich bemüht, dem Herrn und doch auch dem Mammon zu dienen. Oder ein anderer betet vielleicht nicht, oder hat es an sich, daß er gerne flucht. Oder es ist einer unter euch, der häufig die Gottesdienste versäumt, der seinen Eltern Sorge und Kummer macht &c. Siehe, ihr wißt dies wohl, euer Gewissen sagt es euch; aber ihr leugnet es, oder wollt die Sünde verkleinern und entschuldigen. Gott weiß es alles, und ihr wollt ihm ins Angesicht leugnen. Ihr wollt nicht vor ihm erschrecken, euch nicht beugen, nicht bekennen und vor ihm euch nicht schämen, von der Sünde nicht lassen. Nehmt doch euer selbst wahr! Denn bei solcher Gesinnung findet ihr keine Barmherzigkeit vor Gott. Da ist keine Vergebung möglich. Eure Sünde bleibt auf euch. Und ob ihr euch auch einreden wolltet, Gott sei ja gnädig, er werde es deshalb so genau nicht nehmen, es wird euch nicht gelingen. O, darum nehmt diese Erinnerung zu Herzen. Erkennt jetzt eure Sünden, beugt euch unter Gottes Urtheil und bekennet ohne Rückhalt eure ganze Schuld, damit ihr Barmherzigkeit erlanget und selig werdet.

2.

Aber so trotzig das menschliche Herz ist, so leicht fällt es, wenn der Trotz gebrochen ist, in große Verzagttheit. Ist es über seine Sünden gedemüthigt und zerschlagen und fühlt Gottes Zorn, so denkt es bald, es sei nun keine Hülfe mehr. War es zuvor sicher und meinte der Gnade gewiß zu sein, so ist es jetzt voll Furcht, es habe Gottes Gnade auf immer verloren. Ach, was soll ich thun, heißt es dann, daß ich meine Sündenschuld los werde und bei Gott zu Gnade komme? Sonderlich groß wird die Angst und Verzagttheit, wenn zu innerer Anfechtung sich äußere Noth und Trübsal gesellt. Darin sieht man denn ein sicheres Zeichen des göttlichen Zornes, und daß sein Gericht und Strafe angefangen hat. — Wider diese Unart des natürlichen Herzens, die ungläubige Verzagttheit, hat unser Text auch ein treffliches Wort, nämlich: „Wer sie aber bekennet und läßt, der wird Barmherzigkeit erlangen.“ Dies Wort versichert, daß Gott gegen die Sünder barmherzig gesinnt ist, und zwar gegen alle Sünder. Die Barmherzigkeit ist für alle schon bereitet. Wer daher nur seine Missethat erkennt und nach Gnade verlangt, für den ist sie auch schon da. Er braucht sich dieselbe nicht erst zu erwerben oder zu erbitten. Erkennt ein Mensch nur, daß er gesündigt hat, und ist ihm leid und denkt bei sich: hätte ich's doch nicht gethan und meinen Gott nicht so beleidigt — siehe, so ist die Barmherzigkeit schon da und bietet sich ihm an und spricht: sei getrost, du sollst nicht sterben, sondern leben. Gott sieht gleichsam betrübten Herzens auf den Sünder, der unbüßfertig hinlebt, und denkt: Wenn der Mensch doch seine Missethat erkennete, daß man ihm helfen könnte! Ich wollte so gerne mich ihm gnädig erweisen und ihn retten vom Verderben. Und wenn dann der Sünder mit Gottes Hülfe endlich zur büßfertigen Erkenntniß kommt, so säumt Gott auch nicht, sondern erweist sich ihm nach seiner Barmherzigkeit und erläßt ihm alle Schuld und Strafe seiner Sünde. Ist das nicht ein Wort, das einem verzagten Herzen wieder Muth machen, es aufrichten und mit Trost erfüllen kann?

So laßt es euch auch gesagt sein, die ihr eure Missethat recht büßfertig erkennt, und nehmt es zu Herzen. Wisset und erkennet, ihr sollt Barmherzigkeit erlangen. Ihr sollt der Vergebung eurer Sünden gewiß sein. So ist es Gottes Wille. So hat er sich ja erklärt, wer nur immer seine Missethat erkenne und lasse, der solle Barmherzigkeit erlangen. O, so glaubet, und zweifelt nicht. Nehmt die Absolution, die euch doch nach Christi Befehl gesprochen wird, an als ein Zeugniß von ihm, daß seine Barmherzigkeit auch euch gelte. Empfanget das Sacrament des Leibes und Blutes Jesu Christi als Siegel und Pfand dafür, daß ihr auch zu denen gehört, welche er durch das Opfer seines Todes mit Gott versöhnt hat. So werdet ihr denn weder trogige noch verzagte Sünder sein, sondern als zwar tief gedemüthigte aber auch hoch getröstete Kinder Gottes von hinnen gehen. Das helfe Gott durch seinen Heiligen Geist um Jesu Christi willen. Amen. C. C. S.

Trauredede über Phil. 2, 2.

Theure Verlobte! Geliebte Kinder!

„Es ist nicht gut, daß der Mensch allein sei. Ich will ihm eine Gehülfin machen, die um ihn sei.“ So sprach einst Gott, der Herr, nach der Schöpfung des Menschen, und schuf dann aus einer Rippe desselben ein Weib und brachte sie zu ihm, und segnete beide zum Ehebunde, und stiftete damit diesen Stand, in welchen ihr heute öffentlich eintreten wollt. Welche Ehre für den Ehestand, daß der Herr selbst ihn gestiftet hat! Welche Ehre für euch, daß Gott euch würdigt, in diesem von ihm geordneten Stande zu leben! Welche große Gnade für euch, daß euer Eintritt in diesen Stand in solcher Weise geschieht, daß Gottes Wohlgefallen auf euch ruhen kann, und daß ihr die freudige Gewißheit haben könnt, er selbst habe euch zusammengeführt, eure Herzen mit einander verbunden und euch die Wege zur Erfüllung eures Herzenswunsches geebnet. Ist es da nicht natürlich, daß ich, der ich euch so nahe stehe, mit besonderer Bewegung des Herzens heute eure Hände zu diesem heiligen Bunde zusammenlege? Ja, die mannigfaltigsten Gedanken und Gefühle, Sorgen und Hoffnungen durchziehen meine Seele, die alle zusammenfließen in dem Wunsche, daß doch das Wohlgefallen Gottes, welches heute auf euch ruht, seine Gnade, die sich gegen euch so freundlich erzeigt, nicht von euch weichen, sondern euch täglich und stündlich geleiten und bei euch sein möchte euer ganzes Leben lang. Und weil ich weiß, daß die Erfüllung dieses Wunsches davon abhängen wird, daß ihr allezeit im Herrn und mit ihm verbunden bleibet, und euch in christlicher Weise in die Wege findet, welche er euch führen wird, so kommt mir das Wort in den Sinn, welches der Apostel Paulus an seine von ihm so innig geliebte Gemeinde in Philippi richtet, da er im 2. Capitel seines Briefes B. 2. also schreibt: „So erfüllet meine Freude, daß ihr Eines Sinnes seid, gleiche Liebe habet, einmüthig und einhellig seid.“ Ja, dies ist es, was ich euch noch zurufen, wozu ich euch ermahnen und darum ich euch bitten möchte, damit meine Freude an euch sich doch erfülle:

Seid Eines Sinnes, so daß ihr

1. gleiche Liebe habet, und
2. einmüthig und einhellig seid.

1.

Daß Eheleute einander herzlich lieben, ist Gottes Wille. So hat er es von Anfang an geordnet. So hat er selbst die beiden ersten Eheleute geschaffen. Liebe, innige gegenseitige Liebe soll das Band sein, das ihre Herzen so fest und sicher mit einander verknüpft, daß nichts als der Tod sie scheiden kann. Ihr eheliches Leben soll ein Bild sein des seligen Verhältnisses, welches zwischen Christo und der Kirche be-

steht. Wie Christus geliebt hat die Gemeinde und hat sich selbst für sie gegeben, so soll ein Mann sein Weib lieben, für sein Weib leben, sie nähren und pflegen und sich für sie geben. Wie die Gemeinde Christum liebt und in Liebe sich ihm ergeben hat zu Dienst und Unterthänigkeit, so soll das Weib den Mann lieben und sich ihm ganz ergeben, ihm dienen und unterthan sein. Das soll ihr beiderseitiges Glück sein, daß sie eins vom andern geliebt werden und in Liebe eins dem andern zu Gefallen leben. — Aber solcher Art ist die eheliche Liebe, die natürliche Zuneigung zwischen Eheleuten, nur da, wo sie gepflegt und genährt wird durch die göttliche Flamme einer andern Liebe, nämlich durch die Liebe zu Christo, unserm Heilande. Jesus muß in ihrem Herzen den ersten Platz haben. Dann lieben sie sich einander, weil Jesus, der über alles Geliebte, sie eins dem andern gegeben und an ihrer Liebe ein herzliches Wohlgefallen hat. Jesus muß in ihrem Bunde der Dritte sein, dem beide mit ganzer Seele ergeben sind. Dann hat ihr Bund die rechte Weihe und Festigkeit. Das ist die innigste Verbindung, die hier auf Erden zwischen Menschen möglich ist, daß sie Eins sind in Christo.

So erfüllet denn meine Freude, daß ihr hierin Eines Sinnes seid, daß ihr nämlich gleiche Liebe habet, gleiche herzliche Liebe zu einander, und daß ihr Jesus liebet über alles. Das sei euer beider Gesinnung: Wir lieben Jesus und wollen ihn lieben und an ihm bleiben alle Tage unsers Lebens und in alle Ewigkeit. Das sei eure höchste, seligste Erkenntniß, daß Jesus euch geliebt hat bis in den Tod, und daß ihr sein eigen seid ewiglich. Das sei euer täglicher Entschluß, daß er der Herr und Meister eures Herzens sein soll. Das sei euer Tagesanfang, ihm euch aufzu-
neue zu ergeben zum Dienst. Das sei eure Lust, das seien eure seligsten Stunden, da ihr ihn hören könnt in seinem Wort, ihn genießen könnt im Sacrament, mit ihm reden könnt im Gebet. O, dann werden auch eure Herzen stets in Liebe mit einander verbunden bleiben. In der Liebe Christi werden sie sich immer wieder zusammensinden. Die Liebe Christi wird die Kraft und das Leben eurer ehelichen Liebe werden, alles fernhaltend, was euch trennen könnte, alles, was die Reinheit eurer Liebe stören will, als reinigende Flamme verzehrend.

2.

Doch noch ein zweites ist es, worin es sich beweisen soll, daß Eheleute eines Sinnes sind, sie sollen einmüthig und einhellig sein, wie eine Seele, wie ein Wille. Ein Herz und eine Seele sollen sie sein, so daß sie in ihrem ehelichen Leben wie in all ihrem Thun und Lassen nichts anderes suchen wollen, als daß sie sich halten, wie es Christen geziemt. Wie oft sind Eheleute nur deshalb unglücklich, weil sie nicht eines Sinnes sind, weil das eine so, das andere anders will. Wie oft machen sie sich selbst und eins dem andern das Leben schwer dadurch, daß sie das Herz an das eitle Wesen der Welt hängen, an Reichthum, Ehre, sinnliche Freude, oder daß sie

eins am andern nur eigenen Nutzen, Genuß und Bequemlichkeit suchen, und ganz vergessen, was ihres Berufes ist. Sie sollen ja nicht sich selbst, sondern einander dienen. Der Mann soll seines Berufes warten mit aller Treue, und sein Haus wohl regieren, so daß sein Weib sich allezeit auf ihn verlassen und sich auf ihn stützen kann. Das Weib soll ihrem Manne eine Gehülfin sein. Sie soll ihn in seinem Berufe nicht hindern oder ihm denselben erschweren, sondern soll durch Fleiß und Sorgfalt in der Führung des Hauses ihn unterstützen und mit ihrer Liebe ihm die Last und Mühe des Tages versüßen. So wird dann in allen ihren Dingen Gott gepreiset werden. — Kommt Kreuz ins Haus, so sollen sie nicht meinen, das sei ihr Unglück, ein Zeichen göttlichen Zorns, ein Los, welchem sie sich durch jedes mögliche Mittel entziehen müßten; sondern sie sollen es in Geduld tragen. Sie sollen deß gewiß sein, daß kein anderer ihnen die Last aufgelegt hat, als der sie geliebt hat von Ewigkeit. Der wird, was er auflegt, auch tragen helfen und endlich alles zum Besten wenden. Ja, darin sollen sie einig sein, daß sie stets auf die Hülfe des HErrn warten, alle ihre Sorgen auf ihn werfen, und in einem Sinn und Geist sich trösten und stärken und freuen an der gewissen Hoffnung des ewigen Lebens, die auch sie haben in Christo Jesu.

So erfüllet denn auch hierin meine Freude, daß ihr also einmüthig und einhellig seid. Seid treu in eurem Beruf, und suchet nichts anderes, als daß ihr euch darin so beweist, wie es Christen geziemt, wie es denen vor andern geziemt, auf welche das Auge einer ganzen Gemeinde gerichtet ist. Seid geduldig in Trübsal und wißet, daß der HErr eben dann, wenn er mit reichem Segen bei uns eintreten will, durch das liebe Kreuz an unserer Herzensthüre anklopft. Und seid allezeit fröhlich in Hoffnung, in gläubiger Hoffnung der Hülfe Gottes hier in der Zeit, und der Erquickung vor seinem Angesichte dort in der Ewigkeit. — Du aber, werther Heiliger Geist, du Geist der Liebe und der Einigkeit, verbinde du ihre Herzen heute und täglich aufs neue durch das Band der Liebe und regiere sie, daß sie einmüthig und einhellig seien, damit das Wohlgefallen und der Segen Gottes bei ihnen bleibe bis zu ihrem seligen Tode. Amen. C. C. S.

Vorlage für die Verhandlungen für eine Gemeinde-Versammlung über die Frage, ob ein Christ mit gutem Gewissen die Petition zur Errichtung eines weltüblichen Trinkhauses unterzeichnen könne?

(Schluß.)

Fünfter Einwurf: Ich thue mit meiner Unterschrift einen wahren Gottesdienst. Denn dadurch, daß ich durch meine Unterschrift ein weltübliches Trinkhaus ins Dasein rufen helfe, gebe ich manchem armen Landmanne und Arbeiter, der die ganze Woche hindurch schwer gearbeitet hat, Gelegenheit, eine Erquickung zu erlangen. — Antwort: Das ist kein Gottes-

dienst, wenn ich zur Erquickung Anderer ein Trinkhaus errichten helfe, von welchem durch die Sünde des Saufens das Verderben weit hinaus sich erstreckt. Wer Böses thut, auf daß Gutes herauskommt, dessen Verdammniß ist ganz recht, so haben wir aus Gottes Wort vorhin gehört. Ein weltübliches Trinkhaus mit all seinem Verderben errichten helfen, damit durch den Ort Fahrende oder Reisende einen Labetrunk kriegen, ist eben so wenig Gottesdienst, als jener Schuhmacher Gott diente, welcher Leder stahl, um den Armen Schuhe zu schenken. Oder ist das Verlangen, den Durst eines Durchreisenden nach Bier und Schnaps zu stillen, wirklich wichtiger, denn alle die Seelen, die durch ein solches weltübliches Trinkhaus in den ewigen Durst gerathen? Der vernünftige Gottesdienst ist nach der Schrift der, bei dem man prüft, welches da sei der gute, der wohlgefällige, der vollkommene Gotteswille. Siehst du einen armen Reisenden oder Landmann oder Arbeiter dürstend, so sollst du nicht ihm zu Liebe ein Saufhaus errichten helfen, durch welches Andere an Leib und Seele zu Grunde gehen — denn nur solche haben bisher hier bestanden und bestehen jetzt noch hier und nur von solchen reden wir —, sondern dann schreibt Gottes Wort folgenden Gottesdienst vor: Ist der Dürstende ein Feind, so heißt es Röm. 12, 20.: „Dürstet ihn, so tränke ihn.“ Noch viel mehr, wenn er ein Glaubensbruder ist, Röm. 12, 13.: „Nehmet euch der Heiligen Nothdurft an.“ Das ist rechter Gottesdienst. Willst du daneben helfen, daß auch ein Erquickungstrank in einem öffentlichen Locale gekauft werden kann, so mußt du es so einrichten, daß du selbst dabei nicht sündigest oder dich fremder Sünden theilhaftig machst. Die weltüblichen Trinkhäuser sind aber solche, zu deren Errichtung Niemand seine Unterschrift geben kann, ohne sich fremder Sünden theilhaftig zu machen. Mit einer solchen Unterschrift thut man nie und nimmer einen Gottesdienst.

Sechster Einwurf: Der Saloon-Halter schenkt doch auch an nüchterne und mäßige Leute aus, und das ist kein Unrecht. Dazu allein gebe ich auch meine Unterschrift. Für alles andere, was sonst noch im Wirthshause geschieht, bin ich nicht verantwortlich. — Antwort: Es fragt sich bei unserer Unterschrift nicht, was wir damit möchten oder im Sinne haben, sondern was wir damit wirklich thun, wenn beurtheilt werden soll, ob unser Unterschreiben recht oder unrecht ist. Unterschreiben wir für ein landesläufiges, weltübliches Trinkhaus, so helfen wir das ganze Saufwesen ins Leben rufen, welches gerade dort getrieben wird. Wir haben dem Wirth mit unserer Unterschrift zur Errichtung eines Geschäftes Vorschub geleistet, in welchem nicht bloß nüchternen und mäßigen Leuten, sondern vor Allen Säufern und Trunkenbolden ausgeschenkt wird. Wir haben ihm mit unserer Unterschrift die Erlaubniß und Gelegenheit gegeben, auch allen denen auszuschenken, die durch Saufen verloren gehen. Wir müssen bei einer Sache, die wir errichten helfen, nicht bloß das ansehen, was wir gerne haben möchten, sondern was wirklich dadurch eintritt. Das Böse, was

durch unsere Unterschrift ermöglicht und ins Leben gerufen wird, können wir nicht dadurch von uns abwälzen, daß wir einfach sagen: So habe ich es nicht gemeint, dafür bin ich nicht verantwortlich. Wir können, wenn wir durch unsere Unterschrift ein landesläufiges Trinthaus herstellen helfen, uns nicht bloß das zuschreiben, was dabei Rechtes geschieht, daß nämlich auch an mäßige und nüchterne Leute ausgeschenkt wird, und einfach das von uns abwälzen, was dabei Unrechtes geschieht. Das geht nicht. Wir haben durch unsere Unterschrift beides herstellen helfen. So lange der hier übliche Saloon ein Geschäft ist, das ein Christ nicht selber betreiben darf, so lange darf ein Christ auch nicht dem Vorschub leisten, daß es ein Anderer betreibe, sonst macht er sich fremder Sünden theilhaftig. Gott hält den für mit schuldig und mit verantwortlich, der eine Sache ins Leben rufen hilft, von der er weiß und sieht, wie sie die Seelen, für die Christus sein Blut vergossen hat, ins Verderben stürzt. So ist es mit allen Dingen, die mit Sünde verbunden sind. Wenn du ein Haus vermiethest, darfst du nicht bloß denken, Hausvermietthen ist ja ein ehrliches Geschäft. Sobald du es an einen Falschmünzer zu seiner Falschmünzerei vermiethest, straft dich schon das irdische Gesetz als einen Mitschuldigen und nimmt deine Entschuldigung nicht an, Hausvermietthen an sich sei ja kein Unrecht und das sei alles, was du gethan habest, für die Falschmünzerei sei allein der Miether verantwortlich. So kannst du erst recht nicht vor Gott sagen: Nicht du, sondern der Wirth allein habe die Leute ins Elend gestürzt, wenn du doch ihm erst durch deine Unterschrift die Möglichkeit dazu geboten hast.

Siebenter Einwurf: Der Staat erlaubt doch unter gewissen Beschränkungen das Halten solcher Trinkhäuser und hat ja selber die Ordnung gestiftet, daß zur Eröffnung eines Saloons die Unterschriften einer gewissen Anzahl von Bürgern erforderlich seien. Wer also eine solche Unterschrift leistet, bequemt sich damit nur einer vom Staate gestifteten Ordnung an, macht lediglich von seinem Bürgerrechte Gebrauch, und handelt nicht als Christ, sondern als Bürger. — Antwort: Auch dieser Einwand ist hinfällig. Denn auf diese Weise ließe sich gar Manches vertheidigen, was nach Gottes Wort verwerflich ist. Die Frage ist: Darf ich als Christ selbst das Böse thun, was ich als Bürger oder auch wohl als obrigkeitlicher Beamter den Gottlosen, die doch verloren gehen, um ihres Herzens Härtigkeit willen zulassen muß? Darf ich selbst von diesem Gesetze Gebrauch machen und ein Saufhaus errichten helfen, wenn ich nach dem Gesetze Andern es zulassen muß? Bei jeder andern Sünde würde man das Richtige sofort einsehen. Der Staat gibt einer gottlosen Frau in vielen Fällen das Recht, sich von ihrem Manne zu scheiden, wenn sie nur den durch das Gesetz vorgeschriebenen Weg geht, wo doch vor Gott diese Scheidung nach Matth. 19, 9. ein Ehebruch wäre. Darf ich als Christ selbst von diesem Gesetze Gebrauch machen, welches ich den Gottlosen um ihres Herzens Härtigkeit willen zulassen muß? Es gibt viele staatliche Bankrottgesetze, die kein Christ für sich in Anspruch

nehmen darf, will er nicht vor Gott ein Betrüger sein. — Und weiter: Was will der Staat mit diesem Gesetz von den Unterschriften? Der Staat will thatsächlich und ausgesprochener Maßen durch solche Verordnungen, wonach die Eröffnung eines Saloons nur mit Bewilligung einer gewissen Anzahl von Bürgern statthaft ist, die Vermehrung solcher Trinkhäuser einschränken und erschweren. Denn auch die ehrbare Welt erkennt, daß das Saloon-Wesen kein Segen für das Land ist. So sagt z. B. einer der hervorragendsten Juristen oder Rechtsgelehrten Americas, Tiedemann, in seinem berühmten Buch: "The Limitations of Police Power" (mitgetheilt durch Herrn Prof. Gräbner): "The keeping of a drinking saloon cannot be conducted so that public disorder cannot possibly occur, and some of the most distressing breaches of peace, resulting in the death of one or more, have occurred in the better class of saloons. The suppression and control of the public disorder caused by the keeping of saloons constitute a heavy burden upon the taxpayer, and the cause of them may be removed by a prohibitory law, or restrained and restricted in number by the imposition of a high license, according as it may seem best to the law making power." So redet ein Rechtsgelehrter, der nicht nach Gottes Wort, sondern nach seiner Vernunft urtheilt, von den öffentlichen Trinkhäusern. Man sollte meinen, es wäre leicht, einzusehen, daß ein Christ nichts thun sollte, um einem Gewerbe Vorschub zu leisten, welches nicht nur er selbst für ein ungöttliches erkannt hat, sondern auf dessen möglichste Beschränkung selbst das weltliche Recht bedacht ist, und dessen Ausübung selbst in den Augen der Welt einem Menschen nicht zur Ehre, und einem Christen zur Schmach gereicht. Was soll da die Rede: Ich will mir meine bürgerliche Freiheit nicht beschränken lassen! Auch von Gott nicht? Auch nicht, wo die Sünde hinzu kommt? Wie wäre es denn, wenn die Obrigkeit uns gebieten würde, durch unsere Unterschriften uns des sündhaften Wesens der weltüblichen Trinkhäuser theilhaftig zu machen? Müßten wir da nicht sagen: Man muß Gott mehr gehorchen, denn den Menschen, und rundweg unsere Unterschrift verweigern? Und nun, da uns die Obrigkeit solches nicht gestattet, sondern als ein Recht gestattet, wollten wir freiwillig von einem Rechte Gebrauch machen, bei dessen Gebrauch wir uns fremder Sünde theilhaftig machen?

Achter Einwurf: Wir Gemeindeglieder sind hier die Mehrzahl der Einwohner. Untersreiben wir nicht, so kann kein Saloon hierher kommen und wir können dann hier kein Bier kriegen. — Antwort: Um so trauriger, wenn nur durch uns Christen ein solcher Gemeinsschaden hierher kommen kann und durch uns dann wirklich hierher kommt. Wir, die wir doch unser Licht leuchten lassen sollen vor den Leuten, schänden ja dann öffentlich Gottes Namen vor den Leuten, wenn alle Welt weiß und sieht, daß gerade wir Christen es sind, die dem selbst bei der ehrbaren Welt verachteten Sauf-

wesen Thor und Thüren öffnen. Um so mehr haben wir Ursache, damit unverworren zu bleiben. Sonst hieße es von uns: „Euer Ruhm ist nicht fein!“ Und was soll das heißen, daß wir sonst hier kein Bier kriegen könnten, wenn wir nicht die weltüblichen Trinkhäuser errichten helfen? Könntet ihr Christen nicht eine solche Einrichtung treffen, daß ihr hier ab und zu ein Glas Bier kaufen könntet, ohne eure Unterschriften zu Saufhäusern zu geben und ohne das Gesetz zu umgehen? Das würde euch doch Niemand wehren. Und ginge das nicht ohne Gesetzesumgehung, könntet ihr euer Bier nicht, wie so viele andere Sachen, die hier nicht zu haben sind, anderswoher kommen lassen? Und ginge das auch nicht an, wolltet ihr dann nicht tausendmal lieber des Bieres entbehren, als daß ihr eure Unterschrift zur Errichtung eines weltüblichen Trinkhauses, diesen Stätten des Verderbens, gäbet? Gott hat uns doch das Biertrinken nicht geboten. Wir Christen wollten doch wahrlich lieber kein Bier trinken und, wie Paulus, nimmermehr Fleisch essen, „auf daß ich meinen Bruder nicht ärgerte“, 1 Cor. 8, 13.

Neunter Einwurf: Wären wir Gemeindeglieder hier nicht die Mehrzahl der Einwohner, sondern wären die Weltkinder hier in der Mehrzahl, so würden letztere durch ihre Unterschriften einen Saloon hierher bringen, auch wenn wir unsere Unterschrift verweigerten. — Antwort: Der Unterschied wäre ein sehr großer. Wir hätten das Saufhaus nicht hierher gebracht, sondern die Weltkinder, wir hätten nicht die Verantwortung für das Verderben, welches von dem Saufhause ausgeht, sondern diejenigen, die es ins Leben riefen, wir hätten uns dann keiner fremden Sünde theilhaftig gemacht, sondern diejenigen müßten die Schuld der Sünde mit tragen, welche die Sünde förderten.

Zehnter Einwurf: Wenn durch Verweigerung unserer Unterschrift die hiesigen weltüblichen Trinkhäuser eingehen würden, dann wird man uns Temperenzler nennen und sagen, auch diese alte Burg und Zufluchtsstätte der Saloons sei gefallen. — Antwort: Was geht das uns an, wenn wir nur Gott gehorsam sind und uns nicht theilhaftig machen des Wesens dieser Trinkhäuser, dem wir schon in der Taufe entsagten? Wenn Jemand ein Saufhaus errichten hilft, um nicht den Schein zu haben, ein Temperenzmann zu sein, so ist das gerade so, als ob sich Jemand mit Schmutz beschmieren müßte, um zu beweisen, daß er nicht eitel sei. Wie können nur Christen solches reden, um die Saufhäuser zu entschuldigen! Wie gar betäubend ist es doch, wenn Leute, die Gottes Wort fortwährend hören, zum Abendmahl gehen, im Hause die Bibel lesen, sich den Temperenzlern gegenüber zu Vertheidigern der Saloons aufwerfen wollten! So entschieden wir den Temperenzfanatikern widerstehen, so entschieden wollen wir auch nichts mit den Saufhäusern zu thun haben. Wir wehren beiderlei gottlosem Wesen, der Heuchelei und Scheinheiligkeit der Temperenzler, und dem Verderben, das durch die Saufhäuser kommt, beide sind Feinde des wahren Christen-

thums. Wir helfen keinem von beiden. Bestehen hier Saloons ohne unser Zuthun, so sind wir nicht mit schuldig. Für uns Christen ist die Frage: Darf ich für meine Person vor Gott mich dieser Sünde theilhaftig machen, daß durch einen solchen Saloon so viel Elend entsteht? Und Gott antwortet: Nein! Mache dich nicht theilhaftig fremder Sünden!

Im Synodalbericht des Westlichen Districts vom Jahre 1895 heißt es S. 15: „Bei allem Kampf gegen die falsche Temperenztreiberei und Temperenzgesetzgebung sollen wir durch unsern Wandel bezeugen, daß wir nicht solche Leute sind, die man erst, und zwar gar durch falsche Grundsätze, auf die rechte Bahn bringen muß. Den Orten, wo geistige Getränke ausgesetzt werden, den Saloons gegenüber müssen wir immer festhalten, daß die allermeisten derselben Mördergruben, Lasterhöhlen sind und daß diejenigen, die solche Schenken halten, sich fremder Sünden theilhaftig machen. Denn sie geben Trunkenbolden zu trinken, verführen Andere zur Trunksucht, zum Spielen und dulden Fluchen, Lästern, zotenhafte Reden in ihren Localen. Gott wird einstens schwere Rechenschaft von solchen fordern. Man kann es keinem zur Sünde machen, wenn er auf Reisen oder sonst nach Bedürfniß geistige Getränke genießt, aber halten wir ja fest, daß wir Christen nicht in Trinkstuben oder Saloons liegen oder mit den Spöttern zusammensitzen dürfen. Dadurch würden wir unsere Freiheit in diesem Stück nicht gebrauchen, sondern mißbrauchen. Wir sollen vielmehr den Inhabern solcher weltüblichen Trinkstuben durch unser ganzes Verhalten, durch Wort und That bezeugen, daß wir die Gabe Gottes und unsere christliche Freiheit nicht mißbrauchen wollen und daß wir ihr Treiben als sündlich verwerfen und keinen Antheil daran haben wollen.“

Elfter Einwurf: Wir suchen durch Unterschreibung der Petition für ein weltübliches Trinkhaus nur der Stadt Bestes, wie geschrieben steht Jer. 29, 7.: „Suchet der Stadt Bestes.“ Denn: 1. Würden wir nicht diese öffentlichen Trinkhäuser zulassen und dafür unterschreiben, so würde der heimliche Soff und die Winkelnkeiperei um so mehr um sich greifen. 2. Wenn durch Verweigerung unserer Unterschrift kein Saloon hierher kommt, so leiden unsere Geschäfte Schaden. Denn Viele kaufen gerade hier, weil sie hier zugleich Gelegenheit haben, ein Glas Bier zu trinken. 3. Durch die Extra-Besteuerung, welcher die Saloons unterworfen sind, erhalten wir die Mittel zu vielen nützlichen Verbesserungen in der Stadt und an den Straßen. — Antwort: Das ist ja viel auf einmal. Wir wollen Punkt für Punkt besehen. Auf No. 1 ist zu antworten: Wir haben schon gehört, daß ein Christ nicht sündigen darf, um größerem Uebel vorzubeugen. Unterschreibe ich die Petition zur Errichtung eines weltüblichen Trinkhauses, so mache ich mich fremder Sünden theilhaftig. Entstehen ohne meine Unterschrift und mein Zuthun Winkgelage, so ruht die Verantwortung dafür allein auf den Schultern derer, die sie veranstalten. Uebrigens bestehen heimliche Saufereien und Winkgelage immer auch neben den weltüblichen

Trinkhäusern, und nur solche Saloons würden die Winkelsäufer anziehen, in denen letztere so ungestört saufen könnten, wie in ihren Winkeln. Dieses Argument verschärft also nur die Wahrheit, daß ein Christ nicht mit gutem Gewissen ein weltübliches Trinkhaus errichten helfen darf, weil er ja weiß, dieses Haus öffne sich für die Säufer, die sonst mehr im Verborgenen ihr wüstes Wesen treiben würden. Auf No. 2 ist zu antworten: Unmöglich können unsere Geschäfte Schaden leiden, wenn wir uns weigern, uns fremder Sünde theilhaftig zu machen. Und wenn unsere Geschäfte nur dadurch bestehen könnten, daß wir in Sünde willigen und Andern zum Verderben helfen, was hülfte es uns dann, wenn wir die ganze Welt gewinnen, und nähmen Schaden an unserer Seele? Thun wir nur im Glauben, was Gott will, und lassen ihn walten! Er, der gesagt hat: Die Gottseligkeit ist zu allen Dingen nütze und hat die Verheißung dieses und des zukünftigen Lebens, wird schon das tägliche Brod geben. Er, der die Herzen lenkt wie Wasserbäche, kann seinen Christen mehr Arbeit, Kunden und Geschäft zuführen, als alle Saloons der Welt! Das sind ja lauter einfache, bekannte Wahrheiten. Und die Erfahrung bestätigt dies. Es gibt in manchen kleineren Städtchen selbst weltliche, aber ehrbare Geschäftsleute, die durchaus keinen Saloon an ihrem Orte leiden wollen, eben um ihres Geschäftes willen. Gerade die Saloons nehmen ihnen viele Einnahmen weg, die Leute, die ihr Geld in die Saloons tragen, sind die schlechtesten Bezahler in den Kaufläden und machen die meisten Schulden. Das Verderben der Saloons macht sich nach allen Seiten bemerkbar, Nachlässigkeit im Beruf, Unehrllichkeit, Schulden machen und nicht bezahlen sind ganz auffallende Uebel, welche die Saloons im Gefolge haben. Auf No. 3 ist zu antworten: Stadt- und Straßenverbesserungen sind doch kein Grund, daß sich Christen um derselben willen fremder Sünden theilhaftig machen sollten! Dazu besteuern wir uns am allermeisten durch Errichtung weltüblicher Trinkhäuser. Das Glend, das die Saloons im Gefolge haben, die Verbrechen, die sie erzeugen, verursachen dem Staat und den einzelnen Bürgern mehr Steuern, als je die Saloons an Besteuerungen abwerfen. Auf den ganzen Einwurf, daß man durch die Unterschrift für ein weltübliches Trinkhaus der Stadt Bestes suche, ist zu antworten: Der Stadt Bestes sucht man doch wahrhaftig nicht dadurch, daß man sich der Sünde theilhaftig macht. Die Sünde ist der Leute Verderben. Der Stadt Bestes sucht der Christ dadurch, daß er selbst im Glauben steht und im Glauben gottselig wandelt, die Sünde meidet und für die Stadt betet. Fünf Gerechte hätten Sodom und Gomorrha vor dem Verderben bewahrt! Dort hält der Herr der Herrlichkeit seinen Einzug mit Gnade und Segen, wo man ihm durchs Wort den Weg bereitet, durch Kirchen und Schulen, Lehre und Bekenntniß, Gottseligkeit und Gebet suchen wir der Stadt Bestes, nicht durch Errichtung von Saufhäusern.

Zwölfter Einwurf: Wenn wir unsere Unterschriften zu den weltüblichen Saloons verweigern, und dann dieselben eingehen, so kann der

arme Mann hier keine Erquickung mehr kriegen, während der Reiche sich seinen Vorrath im Keller einlegen kann. — Antwort: Auch der arme Mann, der ein Christ ist, will lieber keine solche Erquickung haben, wenn er sie nicht anders als durch Mitaufrichtung der weltüblichen Saufhäuser haben kann. Er entbehrt lieber des Bieres, als daß er Verderben über seine Mitmenschen bringen helfe. Christus ist ja darum für alle gestorben, auf daß die, so da leben, hinfort nicht mehr ihnen selbst leben, sondern dem, der für sie gestorben und auferstanden ist, dem, der für sie verschmachtend am Kreuze ausrief: Mich dürstet! Jeder von uns muß ja vieler Dinge, die Gott andern Leuten beschert hat, entbehren, weil uns die Mittel zur Anschaffung derselben nicht gegeben sind. Warum könnten wir nicht auch des Bieres entbehren, oder gar des Schnapses, wenn wir diese Getränke nicht anders als durch Errichtung von Saufhäusern haben könnten? Könnt ihr aber einen Weg finden, daß der arme Mann sein Glas Bier kriegen kann, ohne daß ihr Christen ein unordentliches Saufhaus errichten helfen müßt, in welchem Leute an Leib und Seele geschädigt werden, könnt ihr einen Bierverkauf hierher bringen, bei welchem wirklich bloß mäßigen und nüchternen Leuten eine Erquickung ausgeschenkt wird, um den sich nicht die Spötter und Flucher sammeln, bei dem nicht dem Saufen gefröhnt wird, wer wird euch dann ein Gewissen machen, so es ohne Aergerniß geschehen kann? Denn es handelt sich bei unserer vorliegenden Frage immer um einen Gemeinschaden, um die Allerwelts-Saufhäuser, und wahrlich nicht um die Beraubung der christlichen Freiheit. Wir Christen können und wollen keine Befürworter und Vertheidiger, noch viel weniger Mithelfer der sündlichen Saufhäuser sein, dafür bedanken wir uns!

Dreizehnter Einwurf: Auch andere Geschäfte verkaufen an Spötter und Säufer und an solche, die der Waaren mißbrauchen, warum soll denn gerade das Geschäft eines Wirthes, der an Säufer verkauft, ein so schlimmes sein, daß wir durch Unterzeichnen der Unterschrift uns versündigen? — Antwort: Andere Geschäfte führen ihre Waaren nicht zum Verderben Anderer und verkaufen sie nicht, damit Andere dadurch zu Grunde gehen. Jedes Geschäft, welches zum Verderben Anderer errichtet würde, wäre sonst ebenso sündlich. Ein Gifthändler, der seine Thüren für Selbstmörder offen hält, wäre ebenso verderblich, wie ein Schankwirth, der seine Thür für Säufer offen hält. Ein Apotheker handelt auch mit Gift, aber der Verkauf desselben ist so genau begrenzt und steht unter solcher Controle, daß der Apotheker gestraft wird, wenn er aus Unvorsichtigkeit das Gift in Hände gerathen ließ, die es mit seinem Wissen zum Schaden anwenden. Der weltübliche Trinthaushalter hingegen gibt das Getränk auch dem, von dem er weiß, daß er es zum Schaden gebraucht. „Stark Getränk macht mild“, sagt die Schrift. Es liegt in der Waare selbst, die der Schankwirth verkauft, und in dem Gebrauch derselben, im Trinken, daß ein Uebermaß davon schadet. Die Waaren anderer Geschäftsleute tragen das nicht an und in

sich, daß ihr Gebrauch, für den sie bestimmt sind, solche Wirkung haben könne. Weinwand, und ihr Gebrauch, macht nicht wild. Würde starkes Getränk nur so verschenkt werden, wie es Christen mit Dankagung genießen dürfen, so könnte die ganze Gemeinde mit Pastor und Vorstand die Petition zur Errichtung eines solchen Geschäftes unterzeichnen. Aber in den weltüblichen Trinkhäusern wird das starke Getränk denen verkauft, die durch dasselbe wild und berauscht werden wollen, und je mehr solcher Kunden das weltübliche Trinkhaus hat, desto mehr blüht sein Geschäft. Je mehr gesündigt wird, desto besser, heißt es da! Wo gibt es sonst ein Geschäft in der Welt, das desto mehr blüht, je mehr Menschen durch die darin geführte Waare ins Verderben gestürzt werden?

Vierzehnter Einwurf: Wenn ich mich durch meine Unterschrift der Petition zur Errichtung eines weltüblichen Trinkhauses fremder Sünde theilhaftig mache, dann dürfte ich ja auch nie in einem solchen weltüblichen Trinkhause, das vielleicht durch die Unterschrift Anderer entsteht, ein Glas Bier trinken oder mir daraus etwas Bier ins Haus holen lassen, ohne mich fremder Sünden theilhaftig zu machen! — Antwort: Wenn der Christ weiter nichts thut, so macht er Niemanden dadurch ärger. Freilich muß der Christ auch hierbei vorsichtig sein und sich vor Anstoß hüten. Ein Pastor, ein Vorsteher, ein älterer, ernster Christ, den die Leute in einem solchen Locale sehen, würde gewiß viel von seinem Einfluß und Ansehen einbüßen und das Gerede selbst der Weltfinder herausfordern. Oder ein Christ, den der Wirth und seine Zechgäste jovial begrüßen: Nun, du Frommer, läßt du dich auch wieder einmal hier sehen! und der nun in den Kreis der Säufer und Spötter treten und sich von ihnen tractiren lassen und sie wieder tractiren würde, der mit solchem gottentfremdeten Volke im Wirthshause vertraulich verkehren würde, der würde gewiß nicht nach dem Worte des HErrn wandeln: „Meidet allen bösen Schein.“ Aber wenn ein Christ bloß sein Glas Bier im weltüblichen Trinkhause genießt und dann seiner Wege geht, so macht er den Schankwirth nicht sündigen. Denn das ist ja seine Sünde nicht, daß er einem mäßigen und nüchternen Manne ein Glas Bier verkauft. So gewiß ich, obwohl das weltübliche Tanzen Sünde ist, dennoch fröhlich springen kann, so gewiß darf ich, obwohl das Saufhaus halten Sünde ist, dennoch ein Glas Bier kaufen und trinken, denn dadurch unterstütze ich weder das Saufen, noch bringe ich Jemanden ins Verderben. Ich veranlasse dadurch weder den Wirth noch irgend einen Andern zu einer Sünde. Das ist vielmehr noch das Beste, was der Wirth in seinem ganzen Geschäft thut, wenn er an einen mäßigen und nüchternen Christen verkauft. Ich unterstütze ihn dadurch nicht in seinem bösen Thun, sondern gebrauche ein Thun von ihm, welches er allenthalben anwenden sollte, nämlich nur an mäßige und nüchterne Leute verkaufen. Betheilige ich mich hingegen durch meine Unterschrift an dem Zustandekommen eines landläufigen Saloons, so helfe ich nicht nur dem rechten Gebrauch einer Gottesgabe, sondern dem

auch regelmäßig damit verbundenen Mißbrauch einer Gottesgabe und der Sünde eine Stätte bereiten. So gibt es manche Dinge, die ein Christ, weil sie mit Sünde verbunden sind, nicht ins Leben rufen darf, und von denen er doch noch, wenn sie durch Andere entstehen, Gebrauch machen kann, ohne sich der Sünde theilhaftig zu machen: z. B. eine christliche Gemeinde, deren Kirche abgebrannt ist, oder ein Reiseprediger, der kein anderes Local erlangen kann, kann, ohne sich fremder Sünde theilhaftig zu machen, in einem Theatergebäude Gottesdienst abhalten. Sinegegen kann ein Christ nicht mit gutem Gewissen zur Errichtung eines Theatergebäudes oder als Theilnehmer zu demselben beitragen. Im ersteren Falle findet noch ein rechter, ja, der beste Gebrauch statt, dessen ein solches Gebäude fähig ist, im letzteren eine Betheiligung an all dem Mißbrauch und aller Sünde, die damit verbunden ist. Ich kann wohl als lutherischer Pastor in meinem Berufe einen katholischen Katechismus in einer katholischen Buchhandlung kaufen, um die katholische Irrlehre zum Schutze und zur Warnung der mir anvertrauten Seelen kennen zu lernen, darf aber nicht eine katholische Buchhandlung, welche katholische Katechismen verbreitet, errichten und fördern helfen, weil ich sonst falsche Lehre verbreiten helfen und mich fremder Sünde theilhaftig machen würde. Und noch ein Exempel, wie Christen noch einen rechten Gebrauch aus Dingen heraus schlagen können, die sie selbst nicht errichten und fördern helfen können: Daß eine lutherische Gemeinde gastweise ihre Gottesdienste in dem Kirchengebäude einer irrgläubigen Gemeinschaft hält, ist unter gewöhnlichen Umständen nicht verwerflich, wie ja die erste, alte St. Louiser Sackfengemeinde jahrelang in einer Episcopalkirche ihre Gottesdienste gehalten hat; die Geldzahlungen, die sie regelmäßig an den Kirchendiener der Episcopalgemeinde zur Vergütung seiner Dienste entrichtete, stehen heute noch in den alten Gemeindecapitalen verzeichnet. Aber daß ein Lutheraner zum Bau einer falschen Kirche beitrage und sie errichten helfe, hat unsere Synode mit Recht je und je als unstatthaft bezeichnet, weil er dadurch auch falscher Lehre eine Stätte bereiten helfen würde. Ebenso verhält es sich mit dem Saloon. Wenn ich als mäßiger Mensch mir bloß einen Trunk, dessen ich bedürftig bin, bei dem Saloon-Wirth kaufe, so mache ich noch den besten Gebrauch von dem Saloon, der davon gemacht werden kann; und wenn in einem Saloon weiter nichts geschähe, als das, dann dürfte ich sogar als Pastor mit dem Vorstand seine Petition unterschreiben, denn dann wäre nichts Sündliches daran, mögen die Temperenzler immerhin Zeter und Mordio darüber schreien. Aber wenn ich meine Unterschrift zu einem weltüblichen Trinkhause gebe, oder einem Wirth zur Errichtung eines weltüblichen Trinkhauses helfe oder für ihn im Saloon arbeite, so mache ich mich des ganzen Geschäftes, auch der Sünden, die da geschehen, verantwortlich.

Mögen daher noch so viele Einwände herbeigebracht werden, es bleibt bei dem unumstößlichen Worte Gottes: „Mache dich nicht theilhaftig frem-

der Sünden.“ Fremder Sünden aber macht sich Jeder theilhaftig, der einem Geschäft auf die Beine hilft, durch welches Mitmenschen und sogar Mitchristen, die Jesus mit seinem Blute erkaufte hat, an Leib und Seele, Gut und Ehre zu Schaden kommen, und welches selber zu übernehmen er sich der Sünde fürchten müßte. Könnt ihr aber eine solche Einrichtung treffen, daß ein Geschäftsmann seinen Kunden einen Labetrunk vorsetzen könnte, ohne daß man dazu einer Schenkstube brauchte, in die allerlei Volk hinein darf, und ohne daß man dazu einer Schank-Licence brauchte, durch die man berechtigt oder wohl gar verpflichtet ist, an Jedermann starkes Getränk zu verkaufen, der nicht geradezu als Gewohnheitsäufer dem Wirth angezeigt wird, könnt ihr also eine solche Einrichtung treffen, bei der es sich wirklich nur um Labetrunk, Erquickung und Nächstendienst handelt, ohne daß dem Gesetz dabei eine Nase gedreht wird, wer kann das wehren? Denn dabei ist keine Sünde, wenn auch die Gefahr groß ist.

Aber das weltübliche Trinthauswesen ist mit offenbaren Sünden verbunden. Wollte nun Paulus selbst auf den Gebrauch eines Mitteldinges verzichten, um den schwachen Bruder nicht zu ärgern, wie viel mehr soll ein Christ beflissen sein, mit sündlichen Dingen unverworren zu bleiben, deren Sündhaftigkeit klar vor Augen steht. Das ist ja unser Christenberuf: Wir sollen in unserm Leben und Wandel den verlorenen Mitmenschen kund thun, daß es einen Heiland gibt, dessen Gotteskraft und Gnade alle Schuld und Missethat verschlingt, so daß der also Begnadete mit fröhlichem Herzen dem Tod und Gericht entgegen gehen kann; der aber auch die Ketten der Sündenlast bricht und seinen Jüngern durch den Heiligen Geist ein neues Herz gibt, das bessere, edlere Freuden kennt, als die unreine Lust der Welt.

P. R.

Pastoraltheologische Kernausprüche Luthers.

Vorbemerkungen. — Dr. Walther schreibt in seiner „Americanisch-Lutherischen Pastoraltheologie“: „Unter den menschlichen Schriften, welche, nach der heiligen Schrift selbst, der nöthigen meditatio dienen, sind vor allen Luthers sämtliche Werke, in denen sich aller Orten pastoraltheologisches Material zerstreut findet, zu nennen.“ (§ 3.) Und was Walther geschrieben, hat er nicht irgend einem großen Theologen nachgeschrieben, sondern aus seiner eigenen tiefen Bekanntschaft mit Luthers unvergleichlichen Werken. Cum judicio und eisernem und unverdrossenem Fleiße hat er seinen Luther gelesen. Was Luther über Pastoraltheologie geschrieben — und es liegt bald hier, bald dort in seinen Schriften —, das hat Walther gelesen und hat sich der Inhalt derselben bei ihm in succum et sanguinem verwandelt. Luther hat keine „Pastorale“ geschrieben und doch Pastorale. „Luthers Geistesfülle war eben zu groß, um in die Formen der Wissenschaft sich fassen zu lassen.“ („Lehre und Wehre“ VI, 340.) Daher

keine eigentliche „Pastorale Lutheri“. — „Wir müssen wieder zu Luther zurück!“ wollen wir uns mit Dr. Walthers Worten zurufen — auch in unserm Studium der Pastoraltheologie. So gewiß wir die sogenannten Pastoralbriefe St. Pauli fleißig studiren sollen, „nichtsdestoweniger“, sagen wir mit Walthers, „würde aber derjenige gerade der heiligen Schrift zuwider handeln, welcher alle menschliche“ [und, füge ich hinzu: erklärend und bezeugend: Luthers und Walthers] „Schriften verachtend, alles unmittelbar allein aus der ersteren schöpfen wollte. Vgl. 1 Cor. 12, 7. ff. 14, 32.“ —

Meinem alten unvergeßlichen Lehrer folgend, habe ich fleißig meinen Luther gelesen. Auch in diesem Stücke bin ich ein Schüler Walthers geblieben: „Ein lutherischer Prediger sollte doch wissen, wie Luther über wichtige theologische Fragen urtheilt. Er ist kein Orakel, aber sein Urtheil ist für uns von äußerster Wichtigkeit.“ So habe ich es auch in Bezug auf Pastoraltheologie gemacht. Viele schöne Stellen Luthers habe ich mir gesammelt und in meinem „Büchlein“, das den Titel trägt: „Pastoraltheologische Kernausprüche Luthers“, lese ich sie „zur Zeit und zur Unzeit“; zur Zeit des „Friedens und wenn die Gewitterwolken im Pastoralleben sich über mein Haupt entladen wollen“. —

Eine kleine Auslese pastoraltheologischer Kernausprüche Luthers gebe ich hiermit meinen Amtsbrüdern, die, gleich mir, wohl auch der Lehre und Ermunterung — und gerade zu unserer Zeit — auch aus der Feder eines Luther, des Mannes des Geistes Gottes, bedürfen.

* * *

1. „Ich predige viel, das hilft nichts: mein Wort ist verachtet, und niemand bessert sich, sondern werden nur immer ärger. Darum weiß ich nirgend hin, denn daß ich dir's, o mein Gott, klage; aber du stellst dich auch, als hörest du mich nicht, und sehest sie nicht.“ (Zu Hab. 1, 2.)

2. „Derhalben wird Habakuk seines Predigens müde und verdrossen; wie denn ein jeglicher frommer Prediger thut, der gerne die Strafe wollte abwenden, und die Leute fromm machen. Wenn er denn siehet, daß sogar nicht fort will, sondern gleichsam ärger wird, reuet ihn schier seines Predigens, kann's und darf's doch nicht lassen, um etlicher Auserwählter willen.“

3. „Das ist uns zu Trost und Vermahnung geschehen und geschrieben, daß wir uns nicht wundern noch seltsam lassen dünken, ob sich unserer Lehre wenige bessern, oder auch ärger werden. Denn gemeinlich die Prediger, sonderlich wenn sie neu sind, und erst aus der Esse kommen, meinen sie, es sollte sobald Hände wie Füße haben, wenn sie was sagen, und flugs alles geschehen und geändert werden. Aber das fehlet weit. Es hat dem Propheten und Christo selbst gefehlet. Es gehet, wie man spricht: Du bist zu jung dazu, daß du solltest alte Schälke fromm machen. Ebenso gehet es hier diesem guten Habakuk auch, und verdreußt ihn sehr, daß seine Lehre nicht will eitel Werk und That werden.“ (Zu 1, 3.) (Walch VI, 3104.)

4. „Da sehen wir (Hab. 1, 8.), wie fein und eben die Propheten reden können, und wie sie kurz, und doch reichlich ein Ding austreichen. Denn das ein anderer hätte gesagt mit einem Worte, also: Die Babylonier werden kommen und Jerusalem zerstören, das redet Habakuk mit vielen Worten, und streicht es alles eigentlich aus und schmückt es mit Gleichnissen. Wie man denn auch thun muß, wenn man dem groben, harten Böbel prediget, dem muß man es vormalen, blauen und fauen, und alle Weise versuchen, ob man sie könne erweichen; er hilft dennoch, was er kann. Aber einem Verständigen ist bald geprediget.“ (VI, 3123.)

5. „Nun, das ist noch nicht über die Maß schwer, wenn ein Prophet für sich selbst soll in solchem Kampfglauben stehen; aber wenn er in sein Amt tritt, und soll ein ganz Volk in gleichem Kampf mit sich trösten und erhalten, da ist Mühe, Jammer und Noth: da zappelt das Volk, und sollen kaum zween oder drei im ganzen Haufen mit ihm glauben und kämpfen, die andern alle sich ärgern an den verwegenen Tyrannen, und denken: Ach, es ist nichts mit uns, Gott ist wider uns.“ (VI, 3138.)

6. „Gleich als wenn jetzt ein Prediger von einem künftigen oder gegenwärtigen Uebel predigt, und das Volk begann zu verzweifeln und laufen, als wäre keine Hoffnung mehr da, der müßte wahrlich fest sein, und sein Amt preisen, vermahnen, daß sie stünden und vollend zuhöreten, wie es sollte hinausgehen, wie Gott solchen Frevel wiederum strafen, und sie erlösen würde.“ (Hab. 2, 1.) (VI, 3146.)

7. „Wenn das Volk jaget, daß der Prophet ja fest stehe auf sein Wort, feste anhalte, nicht weiche, noch wankte, weder um des Unglücks willen, noch um des Unglaubens, Murrens, Lästerns willen im Volk. Denn wo der weicht und wankt, der das Wort und Troß führen und halten soll, so gehet's gar dahin, so liegt das Panier, und ist der Wächter todt; wo er aber stehet, so bleiben doch etliche an ihm hangen, und sehen auf ihn.“ (VI, 3149.)

8. „Und hier siehest du, daß den Propheten alles zu thun gewesen ist, daß sie das Volk im Glauben hielten auf den künftigen Christum, und haben sie mit dem Worte an Christum gehänget, daß sie an ihn gläubten, so wohl als wir selbst jetzt an ihm hängen und gläuben. Derothalben auch der Prophet das Schelten und Lästern nicht leiden will, so wir doch gerne sollen Schmach und Lästerung leiden um Gottes willen. Denn wo es uns angehet, sollen wir es leiden; aber wo es die Lehre antrifft, die soll man verantworten und entschuldigen, wie Christus thut Joh. 8, 18. und Cap. 18, 19 ff. vor dem Hohenpriester Hannas. Denn wer die Lehre und das Wort im Lästern läßt stecken, so er kann wehren, der hilft dazu, daß die Schwachen gestürzt werden zum Unglauben. Darum muß es immer auf der Hut gestanden sein, gelehret, vermahnet, gestraft, gepredigt und getrieben, um der Auserwählten willen zu erhalten, welche aber nicht gläuben, daß man die fahren lasse, nach zwe oder drei Vermahnungen; wie St. Paulus lehret Titus 3, 10.“ (VI, 3150.)

(Schluß folgt.)